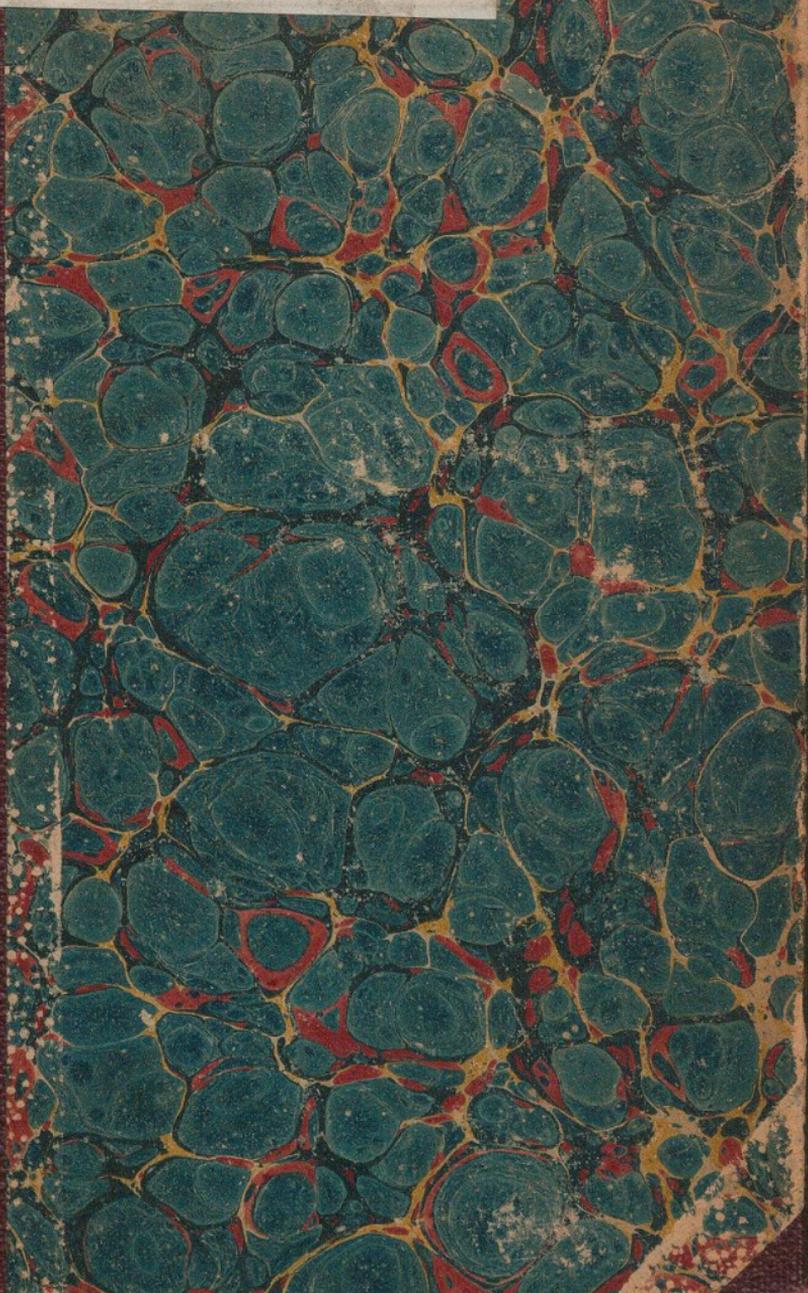


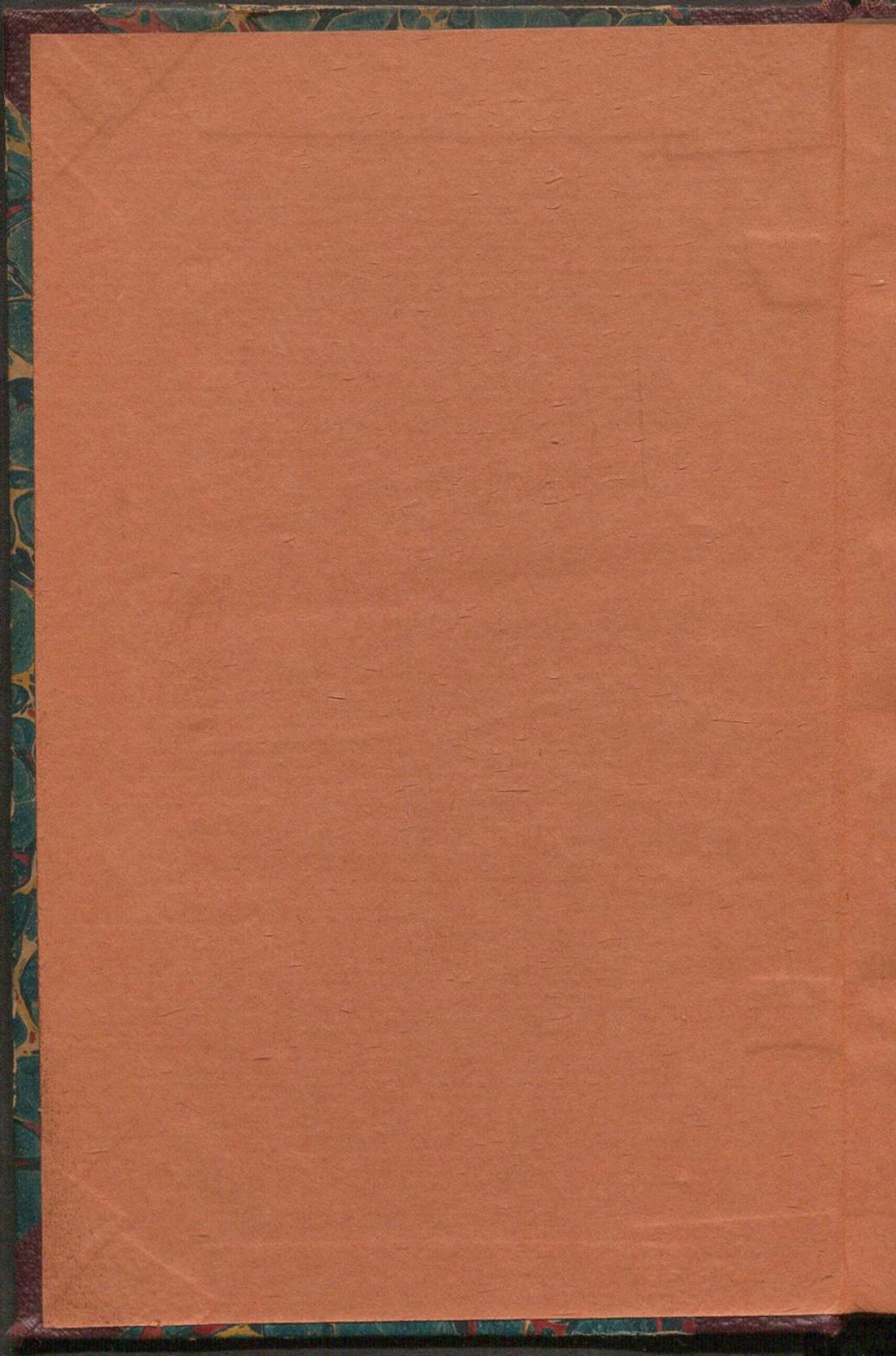
Wiener Stadtbibliothek

T

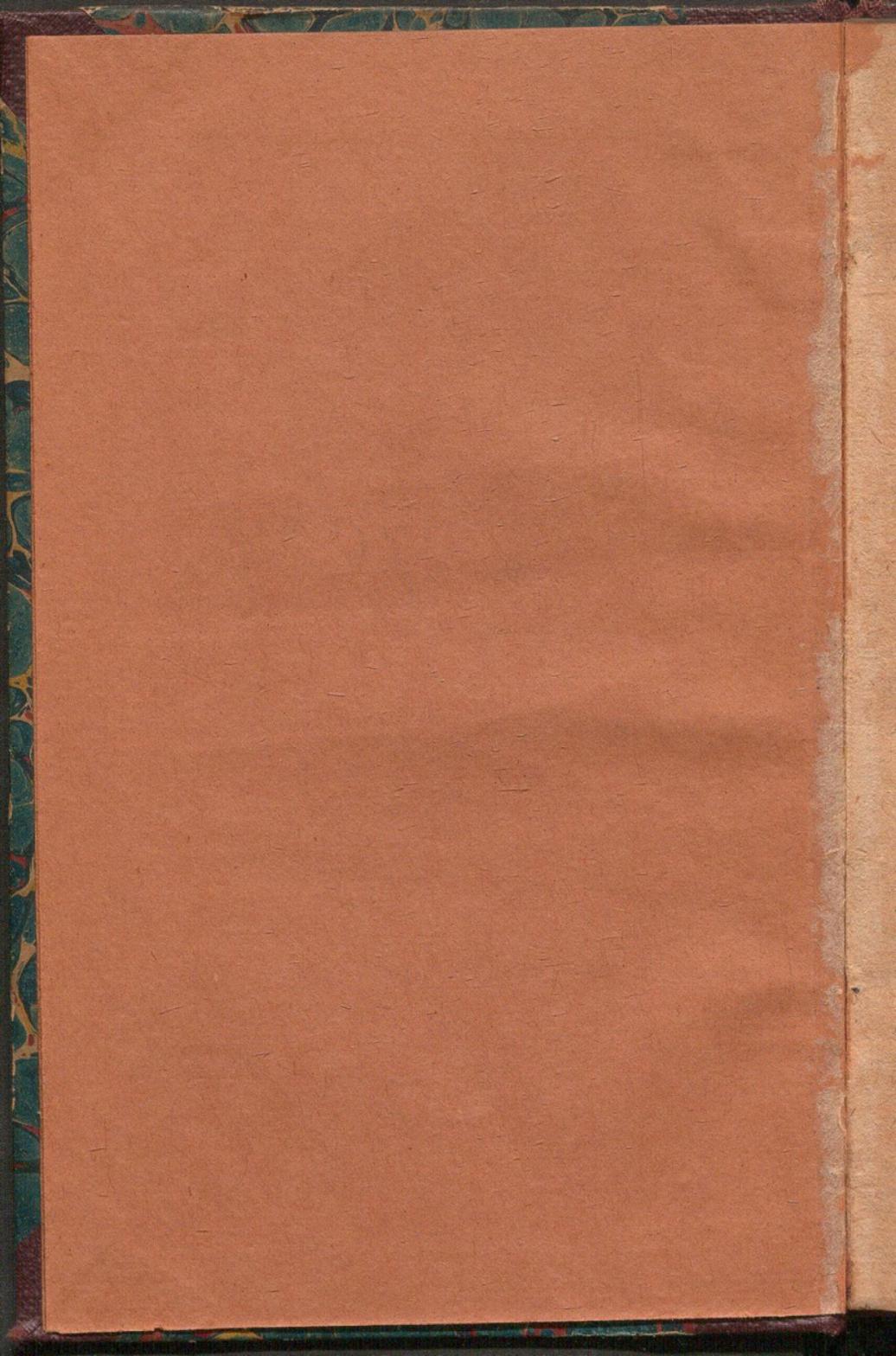
2702

A









Geheimnisse

zur

Erläuterung der Geschichte
unserer Zeit.

III 2202



1762.

✓

Dem
Wohledlen, Besten und Gelehrten
Herrn

Georg Matthias Josephus
April,

Hochverdienten kaiserlichen Notarius Publicus

Seinem hochgeehrtesten Herrn
und Gönner.

WohlEdler,

Besten und Gelehrter Herr No. aris,

Hochgeehrtester Gönner.

Wenn ich mir die Freyheit nehme, Ew. Wohlbedeln diese geringen Blätter unter lebhaftesten Empfindungen einer nicht gemeinen Ehrfurcht und Ergebenheit gehorsamst zuzuschreiben: so ist solches nur ein kleines Opfer, welches ich Ihnen im Namen des ganzen christkatholischen Publici für Dero ungemeyn großen Verdienste um die gute Sache, mit dem tiefsten Reverenz von der Welt darzubringen habe. Wir Schriftsteller, sonderlich wir politischen Schriftsteller, deren Ausdünstungen die Presse alle Woche zweymal zu beschäftigen pflegen, wir, sage ich, sind die Ehrenten Staatsminister dieses Publici, und wir allein haben seinen Lob und Tadel, seinen Beyfall und Unwillen, seinen Segen und Fluch mit ungebundenen Händen austheilen. Von dem Hospodar in der Wallachey an bis auf den Conrector in Großkleinungen, erhält jeder Sterblicher die Taxe seiner Verdienste nur allein von uns. In den von unserm Abnherrn geerbten Lehnstülen, wie der Heilige in seiner Nische sitzend, richten wir die Welt und sprechen Urtheile, von denen alles Appelliren schlechterdings umsonst ist.

Der

Zuschrift

Der Dank, den ich Ew. Wohlledlen im Namen des rechtgläubigen Publici schuldig bin, ist im höchsten Grad gerecht und gegründet. Dieselben waren ohne Zweifel durch ganz besondere Regierung Gottes, zu dem gesegneten Rüstzeuge bestimmt, welches sich vor den Riß stellen und dem größten Kezer unter der Sonnen Worte der Acht, Worte des Todes bringen sollte. Aber, ach! der Unglaube seines Gesandten gieng soweit, daß er sich auch nicht entblödete, Ew. Wohlledlen mit dem fürchterlichsten Gebarden anzuschreyen, Sie ohne Rücksicht auf Dero tragendes heiliges Amt mit dem unehrlichen Namen eines Flegels zu belegen, ja gar mit eigenen Händen Dieselben die Treppe hinunter zuwerfen. Ich habe Thränen vergossen, als ich diese Grausamkeit aus den Zeitungsblättern ersah; ich habe aber deren noch unendlich mehrere weinen müssen, als mir die von Ew. Wohlledlen dem Reichshofrath zugeschickte Species facti zu Gesichte kam, die so wehmüthig abgefasset ist, daß auch noch nach langen Jahrhunderten, unsere Enkel nicht ohne Thränen werden lesen können. Ich kenne einen Musicus, der sie vollkommen schön komponirt hat, und sie in der Hauptkirche einer grossen Stadt alle Jahr auf den ersten April musikalisch aufführen wird.

So vielen Antheil ich inzwischen an Dero Schicksal genommen habe; so ist mir doch oft aus wahrer Achtung gegen Sie, ein Wunsch

Zuschrift.

entfahren, der zwar ein wenig hart klinget aber doch eine vollkommen christliche Liebe zur Quelle hat. Er lautet obngefähr so: Möchte er doch dieser theure Knecht Gottes und des Reichshofraths ein völliger Blutzuge der guten Sache geworden seyn! Möchte er doch auf dieser unheiligen Treppe seinen heiligen Hals gebrochen haben! „Lassen Sie sich diesen Wunsch nicht befremden. Dero Seele würde alsdann nicht nur von Mund auf den Himmel gefahren seyn, ohne sich erst im Fegfeuer der Salivationskur zu unterwerfen: sondern Sie würden auch noch den Vortheil davon gehabt haben, daß noch lange nach ihrem Tode tausend und aber tausend andächtige verliebte Frauenzimmer Ihre Gebeine als kostbare Reliquien eines der größten Märtyrer geküßet, und von dem Dervis ihrer Moschee der Segen der Fruchtbarkeit erwartet hätten. Wie viel Gutes hätten sie nicht noch stiften können?

Jedoch wer weis, was für ein schöner Märterertod Ew. Wohlbedlen noch bevorstehe. Wenigstens wäre es himmelschade, wenn Dero große Talente zu dieser Art, von Expositionen im Schweilstuch vergraben bleiben sollten. Ich will denenselben nichts prophezeien. Ist mir Dero zeitliche Wohlfahrt lieb, so ist mir Ihre ewige noch weit lieber. Meine Gedanken mögen indessen eintreffen oder nicht:

so

Zuschrift.

so werden Sie an dem bösen und ungläubigen König, der schon seit fünf Jahren der ganzen christkatholischen Welt so viel zu schaffen macht, einmal hinlänglich gerochen werden. Mit welchem edlen Stolz werden Sie nicht einmal herabschauen können; Sie die sie nach diesem Leben, von Gehraffen bedient, in der auf ihn verklärten Gesellschaft eines Herostrats *) Loyola, Malagrida und anderer Blutzeugen an der Tafel Abrahams, Isaacs und Jacobs sitzen werden, wenn hingegen dieser Schutzgott der allerverruchtesten Kezer in der untersten Hölle mit dem Marcus Aurelius, dem Antonius, dem Socrat, Plato, Pope, Leibniz und andern Verführer des menschlichen Geschlechts ewig wird gemartert werden? Mit dieser heiligen Freude werden Sie alsdann ihre verklärten Augen an seinen Quaalen weiden können! Ein solches Vergnügen gilt wahrlich mehr, als tausend gebrochene Hälse.

Doch genug hiervon. Ich nehme mir die Freyheit, Ihnen im Namen des Publici mit
A 4 dieser

*) Dieser ehrliche Mann hatte aus frommen Eifer den kezerischen Dianentempel zu Epheesus angezündet; welches nur um derjenigen Leser willen erinnere, denen die Geschichte der ersten christlichen Kirche nicht bekannt seyn möchte.

Zuschrift.

Dieser kleinen Schrift ein Geschenk zu machen, ob ich gleich sehr zweifelte daß ein Buchhändler im ganzen heil. Röm. Reich Ihnen ein einiges Exemplar unentgeltlich wird zukommen lassen. Das ist aber nicht meine Schuld. Wenigstens sehen Sie doch hieraus den guten Willen dessen, der mit wahrer Hochachtung zeit- lebens verharret,

WohlEdler,

Vester und Gelehrter Herr,

Hochgeehrter Herr Notariel

Ew. WohlEdlen

B. den 1. April

1761.

zum Gebet und Fürbitte
verbundenster

Verfasser.



Einleitung.

Ghe ich meine geheimen Nachrichten vollständig auskrame, habe ich noch ein paar Worte mit meinen Lesern iusgeheim zu sprechen. Es fehlt uns, Gottlob! nicht an Schriften, die den in unsern Tagen entstandenen Kriegen beschreiben und der Nachwelt aufbehalten werden. Aber ein großer Theil derselben, nämlich diejenigen, welche zu Berlin und andern ähnlichen Orten herauskommen, sind so entsetzlich partheyisch, daß man sie selten ohne Weinen, niemals aber ohne Ekel lesen kann. Ein anderer Theil, der übrigens von wolgesinnten Federn ausgearbeitet worden, besteht aus magern und weitläufigen Tageregistern oder auch aus Deductionen, die so entsetzlich gelehrt und gründlich geschrieben sind, daß schon mehr als einer meiner Freunde dar-

Einleitung.

über das Nothlaufen bekommen hat. Alle diese Schriften haben mir nie ein Genüge gethan. Die Welt wird von Tage zu Tage gesitteter und aufgeklärter. Der Geschmack des Publici läßt sich daher auch nicht mehr mit trocknen Alltagswahrheiten und frostigen Sittenlehren befriedigen. Die feine Welt liebet das Neue, das Sonderbare, das Unerwartete; und dieser Geschmack ist höchst lobenswürdig. Zum Unglück haben wir kaum zwey bis drey Schriften aufzuweisen, die die Geschichte unserer Zeiten auf eine diesem Geschmack gemäße Art abgehandelt haben. Ein erschreckliches Unglück, welches die Armut unsers Jahrhunderts auf eine unwidersprechliche Art beweiset!

Ich werde also ohne allen Zweifel wol auf mehr als eine Ewigkeit Staat machen können, da ich in diesen Blättern einige Umstände zusammen getragen, die für das menschliche Geschlecht äußerst interessant sind. Daß jemand die seltsame Frage aufwerfen wird, woher ich diese Nachrichten genommen habe, will ich nicht hoffen. Aus den Fingern habe ich sie gewis nicht saugen können, und aus vornehmen und geheimnisvollen Correspondenzen habe ich sie auch nicht geschöpft, und ich glaube dennoch befugt zu seyn, sie Geheimnisse nennen zu können; vornehmlich aber darum, weil sie einem großen Theil der Welt unbekannt sind, und
sich

Einleitung.

sich unter der ungeheuren Menge von bekann-
ten Alltagsnachrichten gar zu leicht zu verlieren
pflegen.

Man wird noch einen Vortheil aus dieser
Schrift haben. Man wird daraus sehen ler-
nen, daß Könige auch Menschen sind, und oft
mehr Menschliches, d. i. Schwaches an sich ha-
ben, als der Bürger und Handwerksmann.
Dies ist ein Umstand, den man bey den großen
Welthändeln oft nur zu sehr aus den Augen zu
sehen pflegt. Große Kriege die ganz Europa
zerrütet haben, sind oft aus keiner andern
Quelle hergestossen, als die kleinen Zänkereyen
zwischen drey oder vier eigensinniger Nachbarn
die blos deswegen nicht Myraiden von Men-
schen die Hälfte gebrochen haben, weil der eine
ein Schuster, der andere ein Käsekrämer, der
dritte ein Altreisser und der vierte ein Müßig-
gänger ist, keiner von ihnen aber eine Krone
trägt. Diese Betrachtungen sind von unges-
mein großem Nutzen. Sie lehren uns die
großen Kleinigkeiten dieser Welt verachten,
die oft bis zur Abgötterey getriebene Ehrfurcht
für Fürsten vermindern, und alles das, was
man auf dieser Halbkugel Glück und Unglück
zu nennen pflegt, mit einer Art von Gleichgül-
tigkeit ansehen und ertragen. Eine Gesinnung
die zu unserer Gemüthsruhe unumgänglich noth-
wendig ist.

Einleitung.

Ich habe zu dem Ende vorerst einige Höfe
geschildert, die bey den jetzigen Welthändeln
die vornehmste Rolle spielen. Ich habe die hier
vorkommenden Nachrichten mehrentheils nur
übersetzt, die sich entweder schon vergriffen ha-
ben, oder noch um andrer Ursachen willen sel-
ten sind. Ich hätte sie anführen können, wenn
ich Lust gehabt hätte, meiner Arbeit das Anse-
hen eines gelehrten Werks zu geben.





Erstes Capitel.

Von dem königlichpreussischen Hofe.

Der König ist fünf Fuß und zwey Zoll groß; er ist ziemlich proportionirt, aber doch nicht vollkommen wol gebildet, indem ihm eine etwas gezwungene Stellung eigenthümlich ist. Dem ohngeachtet ist seine Figur angenehm und geistreich. Er ist der höflichste Mann von der Welt, hat eine ungemeyn gnädige und leutselige Stimme, auch wenn er fluchet. Er redet besser französisch als deutsch, und bedienet sich seiner Muttersprache niemals, als nur gegen solche, die kein französisch verstehen. Er hat ein schön hellbraunes Haar, und trägt beständig einen Haarzopf, accomodirt sich auch seine Haare jederzeit selbst. Niemals bedienet er sich einer Nachtmütze, noch eines Schlafrocks, noch der Pantoffeln; bloß zum Pudern hat er einen schlechten leinenen Mantel. Das ganze Jahr trägt er sich so, wie sein erstes Battaillon Garde, und die Stiefeln kommen ihm nie von den Füßen. In Schuhen zu gehen, oder den Hut unter den Arm zu tragen, ist ihm etwas vollkommen unbekanntes, und diese Kleinigkeit giebt ihm in den Augen eines galanten Franzosen ein seltsames und gezwungenes Ansehen. Bey der Vermählung seiner Prinzessin Schwester, der jetzigen

jetzigen Königin von Schweden, trug er eine Uniform von Gros de Tours, das war sein ganzer Staat.

Alle Tage stehet er des Morgens um fünf Uhr auf und arbeitet; wenigstens bleibet er bis um drey Viertel auf sieben allein. Um sieben Uhr kleidet er sich an; man bringt ihm die Briefe, Bittschriften und Memorials, die er sich vorlesen läset. Von neun bis um eilf sind seine Minister, oder vielmehr seine Gens d'Affaires, bey ihm. Auf dem Schlag eilf läset er seine Garde auf die Wache ziehen, wobey er denn allemal selbst kommandiret, ausser wenn er krank ist. Um halb zwölf gehet er wieder auf das Schlos, wartet etwa vier oder fünf Minuten auf einem Saal, ob ihm etwa jemand etwas zu sagen hat. Hierauf gehet er wieder in sein Zimmer, und arbeitet entweder allein oder mit seinen Ministern, wenn er vor der Parade nicht mit ihnen fertig worden.

Um halb eins setzet er sich zur Tafel, an welcher fast allemal die Officiers seines ersten Battaillons mit speisen. Die Tischgesellschaft bestehet gemeiniglich aus vier und zwanzig Personen; niemals werden mehr als sechszehn Schüsseln aufgesetzt und diese werden alle auf einmal aufgetragen. Die Tafel dauert eine Stunde, worauf er mit einem von der Tischgesellschaft etwa eine Viertelstunde spaziren gehet, einen Reverenz macht und in sein Zimmer begiebt. Diese Reverenze, mit denen er sich
fren,

freygebig ist, scheint schon zur Gewohnheit bey ihm geworden seyn.

Bis um fünf Uhr bleibet er alleine. Als dann kommt sein Vorleser, welches gemeinlich der Marquis d' Argens ist. Das Lesen dauert bis um neun. Der König ist ein großer Musicus und spielt die Flöte unvergleichlich. Sein tägliches Concert bestehet fast ganz allein aus blasenden Instrumenten, die die besten in ganz Europa sind. Seine Sängler sind die einigen in ihrer Art, weil er das Mittelmäßige nicht leiden kann. Um neun kommen seine schönen Geister, worunter Voltaire, Mairperruis, Algarotti und andere ehedessen die vorzüglichsten Stellen bekleideten. Diese Gesellschaft ist niemals stärker als acht Personen, den König und einen oder zwey Favoriten mit inbegriffen. Um halb zehn wird gegessen, und die Mahlzeit bestehet aus acht Schüsseln. Das Abendessen dauert fast bis elf Uhr. und wenn es zwölf schlägt, legt sich der König schlafen.

So werden die vier und zwanzig Stunden des Tages das ganze Jahr hindurch zugebracht, sonderlich in den neun Monaten, da er zu Pözdarn ist; es müßte denn eine wichtige Hindernis dazwischen kommen, desgleichen die Revuen sind. Spiele, Jagden, Spazierfahrten und vornämlich die vermischten Gesellschaften beyderley Geschlechts, alle diese Lustbarkeiten sind ihm unausstehlich.

Zu dem Aufwand für seine Tafel in der Küche sind täglich drey und dreyßig Thaler ausgelegt, wofür er 24 Schüsseln bekommt, 16 zu Mittag und 8 des Abends, 24 Couverts des Mittags und 8 des Abends, welche Zahl niemals als nur in außerordentlichen Fällen überschritten wird. Wenn mehr als 24 Personen bey der Tafel sind, so wird, sollte es auch ein Gallatag seyn, für jede dieser Personen nicht mehr als ein Thaler in die Küche bezahlt; doch werden die großen Seefische und das Wildpret besonders von ihm vergütet. Von den drey und dreyßig Thalern bezahlt der Entrepreneur das Holz, Kolen, die Unterhaltung des Küchengeschirres, Futz, alles was zur Küche gehört, den Sold der Küchenbedienten nur allein ausgenommen. Er hat vier Köche, einen Franzosen, einen Italiäner, einen Preußen und einen Oesterreicher. Jeder macht 4 Schüsseln Mittags und 2 des Abends, der König mag da seyn oder nicht, weil er die Officiers von dem ersten Battaillon Garde das ganze Jahr durch speiset. Sie bekommen zum Getränke wechselsweise den einen Tag Bier, und den andern eine Bouteille Wein auf zwey Personen. Er giebt auch täglich drey große Schüsseln Fleisch oder Braten nebst Bier und Brod für die Officiers der beyden übrigen Battaillons der Garde zu Fuß her.

Der König besitzt viel Wiß und ein wenig mehr

mehr von den Wissenschaften, als Könige und Fürsten gemeinlich zu lernen pflegen. In der Kriegskunst ist er vortreflich, er ist im Stand, allen möglichen Nutzen aus derselben zu ziehen. Er nimmt keinen Rath von andern an, verlanget ihm auch nicht, leidet niemals Widerreden noch Vorstellungen. Er kennet seine Stärke in den Werken des Wizes: sein Squelet von Apollo, ich meine den Hrn. von Voltaire, sagte einstmals: wie lange wird er mich noch hinschicken, seine schwarze Wäsche zu waschen? Er hat niemand als nur nützliche Leute in seinem Dienst, die im Stande sind, ihrem Amte ein vollkommenes Gänge zu leisten, und kein König auf der Welt wird mit weniger Geld besser und treuer bedient, als er. Alle große Ehrenstellen bey Hofe haben sehr sehr geringe Besoldungen. Er hat keine Statthalter und Gouverneurs in seinen Provinzen, sondern er regieret hier alles selbst. Bey andern Mächten macht dieser Artikel einen ungeheuren Aufwand, hier verdienet der König diese Summen selbst. Ein Capitain, der eine Compagnie hat, stehet sich vollkommen gut, ohne daß es dem Könige was kostet. Der Urlaub, den er der Hälfte seiner Compagnie auf neun Monate geben kan, macht sein Glück. Der König bezahlt die ganze Compagnie das ganze Jahr hindurch und die Beurlaubten bekommen in diesen 9 Monaten nichts.

Die Garde du Corps ist nur durch die Montur von seinen übrigen Soldaten unterschieden:

sie bekommen so viel Schläge als die andern. Die Königin, die Prinzessinnen und Prinzen wissen nicht, was es heisset, eine Garde haben, und wenn der König nicht in Potsdam ist, so hat er auch keine.

Er hat einen Canzler, der niemals spricht, einen Oberjägermeister, der sich nicht getrouet eine Wachtel zu schießen, einen Oberhofmeister, der nichts zu befehlen hat, einen Mundschenk, der nicht weis, ob Wein im Keller ist oder nicht, einen Oberstallmeister, der nicht befugt ist, ein Pferd satteln zu lassen, einen Cammerherrn, der ihm noch niemals sein Hemd dargereicht hat, einen Grandmaitre der Garderobe, der nicht weis, wer sein Schneider ist. Alle diese Bedienungen waren noch vor wenig Jahren in der Person eines einzigen Mannes vereinigt, der Fredersdorf hies, und ausserdem noch sein ordentlicher Kammerdiener, Kammerjunker und Cabinetssecretär war. Dieser Fredersdorf hatte sein Glück der Flöte zu danken. Er war unter der vorigen Regierung noch Hautboist bey dem Regiment des Feldmarschalls von Schwerin. Dieser schenkte ihm dem jetzigen Könige und damaligen Kronprinzen zu einer Zeit, da ihm die Unnehmlichkeit der Musik in einer verdrüsslichen Einsamkeit vielleicht sehr nothwendig war. Alle Großen werden mit dem Tittel Excellenz bezahlet.

Seine ganze Kammerbedienung bestehet in acht Pagen, eben so vielen Kammerlaqueien,
vier

vier Läufern und sechs jungen Leuten, die nach Art verschiedener orientalischer Völker gekleidet sind, alle aber rosenfarbne mit Fressen besetzte Kleider tragen. Sonst liebet er überhaupt die dousen Farben. Er hat zu seinem Gebrauch kaum 130 Pferde, und keine einige Kutsche, die 100 Thaler werth ware.

Um den Schustern Unterhalt zu verschaffen, die im Lande wimmeln, verbot er, hölzerne Schuhe zu tragen, die sonderlich in Preussen sehr beliebt waren. Was erfolgte daraus? die Hälfte seiner Unterthanen gehet auf dem Lande barfus. Er erlaubet die Soldaten zu prügeln und verbietet ein Postpferd zu peitschen.

Leute, die am meisten um ihn sind, wollen versichern, daß seine Höflichkeit ihm nicht natürlich sey. Sie sagen, es wäre ein Ueberrest derjenigen Zeiten, da er des Beystandes der ganzen Welt wider seinem Hrn. Vater nöthig hatte. Er hat denen nicht viel Gutes erwiesen, die sich damals mit Gefahr ihres Lebens für ihn ins Mittel schlugen; aber er hat auch denen nichts Böses gethan, die ihn am meisten verfolgen helfen.

Die königliche Frau Mutter war, als sie noch lebte, das einzige Frauenzimmer, für welches er eine Art von Achtung hatte. Sie hatte jährlich 100000 Rthlr. zur Unterhaltung ihres Hofstaats; wovon sie aber noch Schätze sammelte. Alle Woche war viermal bey ihr Apartment, wo aber niemand ungeladen erscheinen

durfte. Sie wohnte im Schlosse sehr schlecht, und ihr Montbijou, welches nahe am Thor in Berlin liegt, wäre für eine Privatperson ziemlich artig gewesen.

Die regierende Königin ist die beste Dame von der Welt. Sie speiset das ganze Jahr allein. Alle Donnerstage hält sie Apartement und um 9 Uhr begiebet sich jederman nach Hause. Im Schlosse zu Berlin wohnet sie im zweiten Stock und Schönhausen ist ihr Lustschloß. Bey einer gewissen zahlreichen Versammlung der Großen des Hofes, gleich nach Antritt der Regierung des Königs, küßte er seine Gemahlinn öffentlich und sagte: dies ist eure Königin. Vielleicht hat sie nach der Zeit niemals einen Kuß wieder bekommen.

Der verstorbene Prinz von Preußen war in der Denkungsart dem Könige gleich, hatte aber lange nicht so viel Wiß und Gelehrsamkeit. Er war der liebste Sohn des vorigen Königs, der ihm auch bey seinem Tode seinen kleinen Schatz vermachte, womit aber nachmals eine Veränderung vorgenommen wurde. Dieser kleine Schatz bestand aus 30 Millionen. Er bekam jährlich 120000 Rthlr. wovon er noch Geld sammelte. Er lebte sehr sparsam, verstand die Handlung und war der stärkste Holzhändler in den Staaten seines Herrn Bruders.

Der Prinz Heinrich ist der liebenswürdigste Herr von der Welt. Er ist höflich, freygebig und
ein

ein Liebhaber von aufgeweckten Gesellschaften. Er hatte ohngefehr 80000 Rthlr. Einkünfte, die ihm sein Herr Vater noch bey seinem Lebzeiten aus den confiscirten Gütern aussetzte.

Der Prinz Ferdinand ist klein und mager; er liebt den Trunk und niemand hat gerne etwas mit ihm zu thun. Er hat 100000 Rthlr. Einkünfte, auch aus confiscirten Gütern. Er isset gerne, wo es ihm nichts kostet, sammelt Geld und hat sich noch in keinem Stücke sonderlich hervorgethan. Was von den Einkünften, der Prinzen gesagt worden, versteht sich von ihren Appanagengeldern; die Einkünfte von den Regimentern nicht mitgerechnet.

Voltaire war der vornehmste unter denen, die von dem Könige mit den Namen eines Freundes beehret wurden. Die Geschichte des Gelehrten ist mit der Geschichte des Königs zu genau verbunden, als daß nicht auch ein paar Worte von den ersten sagen sollte. Voltaire ist lang, hager, schwarz im Gesichte, und hat mit dem Apoll keine andere Aehnlichkeit, als in Absicht des Wises. Der König hatte schon, da er noch Kronprinz war, einen vertrauten Briefwechsel mit ihm geführt, und 1742 zog er ihn gar von Paris nach Berlin. Voltaire ward Kammerherr und bekam 12000 Rthlr. Gehalt. Er hat alle rühmliche Eigenschaften der schönen Geister, aber auch alle ihre Schwachheiten. Die Schoosfunde der Dichter, ich meine die Liebe, führte ihn zuweilen in solche Versuchungen,

gen, daß er sich auch nicht entblödete, sein poetisches Gerippe bis zu Prinzessinnen zu schwingen. Doch der Schwung ist eine wesentliche Eigenschaft der Dichter, und die *Licentia poetica* hat gar weite Gränzen. Als Voltaire noch in Berlin war, that er einer großen Prinzessin folgende Liebeserklärung:

SONGE.

Souvent un Air de verité
 Se mêle au plus grossier mensonge :
 Cette nuit dans l' erreur d' un Songe
 Au rang des Rois j' étois monté.
 Je Vous aimois alors et j' osois Vous
 le dire.

Les Dieux à mon reveil ne m' ont pas
 tout ôté,

Je n' ai perdu que mon Empire.
 Allein, die Antwort, die er bekam, war dieses Antrags würdig. Scharfsichtige Leser, werden gleich errathen, aus wessen Feder sie geflossen.

REPOSE.

On remarque pour l' ordinaire,
 Qu' un Songe est analogue à nôtre Caractere.

Un Heros peut rêver, qu' il a passé le Rhin,
 Un Marchand, qu' il a fait Fortune,
 Un Chien, qu' il aboie la Lune.

Mais

Mais que Voltaire en Prusse, à l'aide
 d'un Mensonge
 S' imagine d' être Roi, pour faire le faquin,
 Ma foi, c' est abuser un Songe.

Auf deutsch können diese Stücke so lauten:

Ein Traum.

Es mischt ein Schein der Wahrheit sich
 Oft mit der allergrößten Lügen.
 So träumte vorge Nacht zum wahren Beispiel
 mich,

Als wär ich bis zum Rang der Könige gestiegen.
 Da liebte, da verehret ich dich.

Doch bey'm Erwachen ist nicht alles mir ge-
 nommen;

Ich bin nur nun mein Reich gekommen.

Antwort:

Es stimmt gemeiniglich ein Traum, wie man
 es siehet,

Mit unserer Gemüthsart ein.

So träumt dem Held er gehe übern Rhein,
 Dem Kaufmann, daß er viel Gewinn und Vor-
 theil ziehet,

Dem Hund, daß er zum Monde bellt.

Doch daß so gar Voltaire in Preussen,

In Traume sich vor einen König hält,

Um nur ein rechter Narr zu heißen,

Muß wol von einem Traum der größte Mis-
 brauch seyn.

Es sollte mir nicht schwer fallen eine Menge dergleichen kleine Abentheuer anzuführen; allein sie sind von meinem Endzweck zu weit entfernt. Ein Stück kann ich inzwischen nicht mit Stillschweigeg übergehen, weil es unstreitig ein Meisterstück seiner Art und zugleich ein Beweis von der Denkungsart des Königs ist, von welcher ich hernach reden werde. Der Cardinal Quirini ersuchte den Herrn von Voltaire, die neue katholische Kirche zu besingen, mit deren Bau 1747 in Berlin der Anfang gemacht worden. Voltaire beantwortete dieses Zumuthen in folgenden Belese:

Eh, quoi! Vous voulez que je chante
 Ce Temple orné par Vos bienfaits,
 Dont aujourd' hui Berlin se vante;
 Je Vous admire et je me tais.
 Comment? Sur les bords de la Sprée,
 Dans cette infidele contrée,
 Oû de Rome on brave les loix?
 Pourrois-je elever une voix
 A des Cardinaux consacrée?
 Eloigné des Murs de Sion,
 Je gemis en bon Catholique,
 Hélas! mon Prince est hérétique,
 Et n' a point de devotion.
 Je vois avec Componction,
 Que dans l' infernale Sequele,

Il sera près de Ciceron,
Ou d' Aristide ou de Platon,
Ou vis à vis de Marc - Aurele!
On fait que ces esprits fameux
Sont punis d' une nuit profonde.
Il faut qu' il soit damné comme eux,
Puisqu' il vit comme eux dans le monde.
Mars surtout, que je suis fâché,
De le voir toujours entiché,
De l' enorme et cruel péché,
Que le on nomme la Tolerance!
Pour moi je fremis, quand je pense,
Que l' Musulman, le Payen,
Le Quakre et le Lutherien,
L' enfant de Geneve et de Rome
Chez lui tout est reçu si bien,
Pourvû que l' on soit honête Homme,
Pour comble de Méchanceté,
Il a sù rendre inutile
Cette haine, dont sans scrupule
Cette sainte inhumanité,
S' armoit le Devôt entêté,
Et dont se railloit l' Incrédule.
Que ferois - je, grand Cardinal?
Moi, Chambellan très-inutile
D' un Prince endurci dans le mal,
Et proscrit dans nôtre Evangile?
Vous, dont le front prédestiné

A nos yeux doublement é clate!
 Vous, dont le chapeau d' écarlate
 Du lauriers de Pinde est orné;
 Qui marchant sur les pas d' Horace,
 Et sur ceux de Saint Augustin,
 Suivez le raboteux chemin
 Du Paradis et de Parnasse!
 Convertissez ce rare esprit!
 C' est à Vous d' instruire et de plaire.
 He, la Grace de Jesus-Christ
 Chez Vous brille en plus d' un Ecrit
 Avec les trois Graces d' Homere.

Obnerachtet ein solches Gedicht in einer Uebersetzung nothwendig viel verlieren muß: so will ich es doch um derer willen auch deutsch hersetzen, die des Französischen nicht kundig seyn möchten.

„Wie! Du verlangest, daß ich den durch deine Wohlthaten geschmückten Tempel besingen soll, mit welchen nunmehr Berlin pranget? Ich sollte an den Ufern der Spree, in diesem ungläubigen Land, wo man die Gesetze Roms verspottet, eine Stimme erheben können, die Cardinälen geheiligt wäre? Fern von den Mauern Zions seufze ich als ein guter Katholik; denn, ach mein Prinz ist ein Ketzer und besitzt nicht die geringste Andacht. Ich sehe mit Schmerzen, wie er einmal in der höllischen Reihe neben dem Cicero, oder dem Aristid

Aristid, oder dem Plato, oder gegen den Mar-
 kus Aurelius über sitzen wird. Man weiß, daß
 diese berühmten Geister in der ewigen Nacht ge-
 strafft werden. Wie sehr aber schmerzet es
 mich vor allen Dingen, ihn immer von der
 erschrecklichen und grausamen Sünde, die man
 die Toleranz nennet, angesteckt zu sehen! Ich
 wenigstens zittere, so oft ich daran gedenke, daß
 der Muselman, der Heyde, der Quäker
 und der Lutheraner, das Kind Genèvs und
 das Kind Roms so bereit und willig bey ihm
 aufgenommen werden, wenn man nur ein ehr-
 licher Mann ist. Die Bosheit aufs höchste
 zu treiben, hat er jene heilige Namenslichkeit,
 jenen Haß, womit sich der eigensinnige Au-
 dächtige ohne Bedenken bewafnete, worüber aber
 der Ungläubige spottete, lächerlich zu machen
 gewußt. Was sollte ich wol thun, großer Car-
 dinal? Ich, der ich ein sehr unruiger Kammer-
 herr eines Prinzen bin, der in den Bösen ver-
 stockt und in unserm Evangelio verbannet ist?
 Du, dessen auserwählte Stirn in unsern An-
 gen mit doppelten Glanze strahlet; du dessen
 Purpurhut mit den Lorbern des Pindus ge-
 schmückt ist; der du sowol auf den Schritten
 des Horaz, als auch auf den Schritten des heis-
 ligen Augustini wandelst und den rauhen
 Pfad des Paradieses und Parnasß betrittst;
 befehle diesem seltsamen Geist! Dir kommt zu
 zu unterrichten und zu gefallen; dir in dessen
 Schriften die Gnade Jesu Christi neben den
 drey

drey Grazien des Homer, an mehr als an einem Orte hervorglänzet! „

Sollte man nicht Ebränen weinen, wenn man mitten in der Christenheit einen König regieren siehet, dem es sein Liebling, ein rechtgläubiger Voltaire in die Augen sagen muß, daß er ein Kaiser ist? Einem König, der sich nicht scheuet, die heidnischen Regereyen eines Aristids, Plato, Socrates, Cicero und Marcus Aurelius wieder aufzuwärmen, die nun schon an die zwey tausend Jahr mit Leib und Seele in der untersten Hölle brennen und durch die schreckliche Harmonie ihres Winseln und Schreyens den Heiligen im Himmel das reizendste Vergnügen erwecken? Doch ich werde sogleich wieder auf diese Materie kommen; ist habe ich mit dem Hrn. von Voltaire zu thun.

Der Herr von Voltaire, der sich seit 1742 in der Würde eines Kammerherrn um den König befunden und es seinem eignen Geständnis nach, durch zweyjährigen Unterricht dahin gebracht hatte, daß sein Schüler besser schreiben lernete, als der Lehrmeister, hatte nebst den Vorzügen der schönen Geister auch alle ihre Schwachheiten an sich. Das Abentheuer mit dem königlichen Hofjuden in Berlin verschönerte eine Zeitlang fast alle Zeitungsblätter und gab Gelegenheit zu manchen satirischen Einfällen. Der bekannte Streit des Hrn. Maupertuis mit dem Prof. König in Holland über die Erfindung des principii minimae actionis brachte den Hrn. von Voltaire

taire endlich im Jahr 1752 völlig um die Gnade des Königs. Er mengte sich mit in den Streit und schrieb, trotz dem Verbot des Königs, eine sehr bittere Schmähschrift wider die Herrn von Mauvertuis, die mit den unanständigsten Unzänglichkeiten angefüllet war. Diese Schrift ward zu Berlin durch den Henker öffentlich verbrannt, Voltaire mußte seine Zimmer auf dem königlichen Schlosse räumen und den Hof meiden. Als ihm der goldne Schlüssel abgefordert wurde, überschickte er solchen den Könige mit folgenden Zeilen, die er aus dem Steigröse vrsfertigte:

Je les reçûs avec tendresse,
 Et je les rends avec douleur;
 Comme un Amant dans la fougueuse
 ardeur

Rend je pourtrait de sa Maîtresse.

Voltaire gieng hierauf nach Frankfurt am Mann, ward aber daselbst von dem preussischen Residenten Herrn Freytag arretiret und nicht ehe wieder freigelassen, bis er gewisse Papiere, die er mitgenommen, ausgeliefert hatte. Unter diesen befanden sich auch die jeko bekann- ten poetischen Werke des Weltweisen zu Sans-Souci. Der König wußte, daß der Eigennutz des Herrn von Voltaire nicht einem Augenblick Anstand nehmen würde, diese Gedichte drucken zu lassen, wie er sie denn auch wirklich

wirklich schon nach Hamburg geschickt hatte. Dem König war aber daran gelegen, solche nicht bekannt werden zu lassen. Der Verhaft, den dieser große Geist Frankreichs zu Frankfurt erdulden mußte, war ihm ungemein empfindlich; ein Beweis davon ist die Declaration de Mr. de V. ----- detenu en prison à Francfort par le Roi de Prusse, welche um diese Zeit öffentlich gedruckt wurde.

Dies sind einige wenige Nachrichten von einem Gelehrten, der unter den glänzenden Genies dieses Jahrhunderts unstreitig eine der obersten Stellen einnimmt. Man hat seinen Character durch manche gehäßige Züge zu besudeln gesucht. Man hat ihn bald zu einem Deisten, bald gar zu einem Atheisten machen wollen. Aber aus dem vorhin angeführten Schreiben an den Cardinal Quirini getraue ich mir zu beweisen, daß er ein andächtiger Catholik seyn müsse. Ist lebt er, fern von der Gnade der Könige, in einem friedfertigen Lande, dessen Theil noch die alte deutsche Nüchternheit ist. Hier weiht er die Murre seines Alters nur andächtigen Uebungen und heiligen Beschäftigungen. Sein *Precis de l'Ecclesiaste* und *le Cantique des Cantiques*, en vers, avec le texte, welche im Jahr 1759 als ein Beweis seines rechtgläubigen Herzens heraus kamen, werden ihm schon noch einmal

nach

nach etlichen hundert Jahren die Canonisation erwerben.

Man hat es einander schon lange ins Ohr gesagt, daß der König in der Religion nicht allzu orthodox ist, aber man hat es bisher noch nicht drucken lassen. Vielleicht habe ich die Ehre, der erste zu seyn, der es laut sagt, und jezo kann ich es wol mit weniger Bedenklichkeit thun, als zu jeder andern Zeit; gehet doch jezo alles im heiligen römischen Reiche bunt über. Wäre er gleich nur ein eifriger Calvinist, so müste er schon in den Augen eines jeden frommen Catholiken als ein gottloser Ketzer abscheulich seyn; aber unter den Ketzern wieder ein Ketzer zu seyn, das ist zu arg und dabey stehen mir alle Sinne stille. Ich will es indeszen beweisen.

Kaum hatte der König den Thron seines Vaters bestiegen, so war eine seiner ersten Sorgen, die Freymäurer in allen seinen Ländern aufzunehmen und ihnen völlige Sicherheit zu ertheilen. In Berlin und allen großen Städten wurden Logen errichtet, und man sahe diese Ungeheuer von nun an öffentlich an dem Tempel des Teufels mauren. Es ist bekannt, daß diese Freygeister unter allen die allerabscheulichsten sind, weil sie ihre Geheimnisse so verschwiegen halten. Noch vor zwanzig Jahren wurden deren etliche zu Lissabon, und zwar von Rechtswegen, verbannt. Sie lassen kein Frauenzimmer in ihre Versammlungen, und
daraus

Daraus folgt wol nichts natürlicher, als daß sie mit einander die allererschrecklichste Unzucht treiben müssen.

Zum andern. Der König und seine Soldaten, wenigstens seine Grenadiers glauben keine Gespenster. J. E. Als der König in dem ersten schlesischen Kriege 1740 mit der Stadt Breslau eine Convention schloß, war der Dom nicht mit darinn begriffen, daher er auch mit preussischer Einquartierung belegt wurde. Die Vorsehung Gottes konnte eine solche Entheiligung ihres Tempels nicht gleichgültig ansehen. Kurz es erschien ein Gespenst: die Schildwache an den Bischofshofe sahe es in ein weisses Tuch gehüllet mit heftigem Gruenzen ankommen. Und dieser Berruchte war so frech, daß er seine Flinte umkehrte und das Gespenst beynabe todt schlug. Ein gleiches geschah 1756, als die Preußen das Archiv zu Dresden vor dessen Erbrechung mit einer Schildwache besetzen. Es lies sich gleichfalls ein Gespenst sehen, aber dieser Grenadier war noch ruchloser, denn er schoß es gar todt, und nachher wollte man der Welt gar weis machen, es hätte dieses Gespenst unter seinen Ketten die Kutte eines Jesuiten angehabt. Wer kein Gespenst glaubt, glaubt auch keinen Gott. Das folgt ganz natürlich I. Q. E. D.

Zum dritten. Als der König im November 1741 die Huldigung in Breslau einnahm und die Geistlichkeit den Eid kniend ablegte,

saß

faß der König mit bedeckten Haupt. Er stand aber mit abgenommenen Huth, als die übrigen Deputirten stehend schwuren. Wer den Geistlichen nicht die gebührende Ehre erweist, ist ein Atheist, oder doch zum wenigsten ein Deist. Es folgt alles ganz natürlich.

Zum vierten. Der ehrwürdige P. Perisse hat in einem Schreiben an den Barfüßler Prior zu Frankfurt am Mayn, zu Ende des vorigen Jahres, deutlich erwiesen, daß sich dieser König in dem jetzigen Kriege der Hülfe des Fürstens der Finsternis bedienet habe, alle Wirkungen des geweihten Huts und Degens fruchtlos zu machen. Ich will seine Beweise durch einen neuen verstärken. Die ehemalige heidnische Beherrscherinn der Grafschaft Glas, Namens Valaska, ist bekannt. Eben so bekannt ist auch, daß sie ihrer Zauberey wegen zu ihrer Zeit ungemein berühmt war. Ihr sogenannter Banzerbogen wurde nebst der Trommel, die mit des Ziska Haut bezogen ist, bis 1743 in der Festung Glas aufbehalten, aber in diesem Jahre lies der König sie beyde in die Kunstkammer nach Berlin bringen. Gewis nicht ohne schon damals gehegte böse Absichten. Denn ein vertrauter Freund aus Berlin hat mir berichtet, daß der König den Banzerbogen schon seit 6 Monaten wirklich mit sich zu Felde geführt habe. Sollte er, wie man zuverlässig spricht, künftigen Feldzug auch gar die Zaubertrommel des Ziska mit sich nehmen, so will ich

E

das

das Unglück sehen, welches diese Teufelsinstrumente in der heiligen christkatholischen Kirche anrichten werden.

Ich könnte noch eine Menge von Beweisen zu den jetzt angeführten beysügen, wenn ich nicht befürchtete zu weitläufig zu werden, und wenn es nicht sonnenklar wäre, daß dieser König alle göttliche und menschliche Gesetze, ja selbst die Befehle des Reichshofraths verachtet. Ich wende mich demnach zu den übrigen europäischen Höfen.



Zweites Capitel.

Von dem sächsischen Hofe.

Sachsen ist seit etlichen hundert Jahren ein Muster einer guten und bequemen Politik gewesen; ich meine einer Politik nach der Mode, wo der Souverain die Regierungsforgen seinen Minister überläßt, und in den Armen der Unthätigkeit seine Bequemlichkeit genießt? der Minister vertrauet die Regierung seinen kleinen Ministern, und diese wiederum noch kleinern Ministern, und sofort bis ins Unendliche; alle aber suchen sich zu bereichern; ein Endzweck den die Eigenliebe billigt, und den man keinen vernünftigen Menschen verargen kann. Der letzte Minister, den Sachsen gehabt hat, muß unstreitig alle vorzügliche Eigenschaften seiner Vorgänger zusammen besessen haben

haben, weil er bey seinem Ministeramt so viel Reichthümer erworben hat, als sie alle.

Man hat über die bisherigen Minister Schadens unendlich viel zu Klagen gehabt, und selbst diejenigen, die in Absicht der jezigen Unruhen mit zu der wolgesinnten, patriotischen Parthey gehören, wissen so viel an ihnen auszusetzen, daß ihr Eadel oft in eine beissende Satyre ausartet: allein diese Herren haben unstreitig sehr groß Unrecht. Sie urtheilen nach ihren Leidenschaften, ohne dabey auf das Ganze zu sehen, und im Grunde fließet ihr ganzer Wlderrille aus Neid her. Wenn diese Herren einen solchen Posten begleiten sollten, so würden sie es gewis noch ärger machen, und sie thäten recht daran. Ich habe keinen Beruf eine Apologie für den Herrn Graf von Brühl zuschreiben, aber eine Anmerkung kann ich hier unmöglich unterdrücken, deren Anwendung in vielen Fällen von großen Nutzen seyn, und uns lehren wird von den großen Händeln der Welt mit mehrerer Gleichgültigkeit zu urtheilen, als gemeiniglich geschiehet. Als Tamerlan den Basazeth nach einer blutigen Schlacht in seine Hände bekam, und vor sich führen lies, fieng der erste so bald er seinen Gefangenen erblickte, entseztlich an zu lachen. Dem Basazeth verdroß die Begegnung, die einer offenbaren Verachtung so ähnlich war; der hielt seinen Ueberwinder eine sehr ernsthafte Strafpredigt hierüber. Tamerlan gab ihm aber zur Ant-

wort: Ich lache nicht über dein Unglück; sondern es fiel mir nur ein, daß Gott die Kronen und Zepter sehr geringe Schätzen muß, weil er sie so häßlichen Leuten zu Theil werden läßet, als wir sind; einem so garstigen Einäugigen als du, und einem so elenden Lahmen als ich. Alles hat in der Welt seine Moden, und das Ohngefähr, welches die Schicksale bestimmt, hat vielleicht auch die Seinigen. Die Zeiten sind vorbey, da die Lahmen, Blinden, Tauben und Krüppel auf dem Thron Mode waren; aber ich glaube, die Welt hat nicht viel dabey verloren; es sind andre Gebrechen Mode, die in der Reihe der nothwendigen Uebel den Abgang der ersten sehr reichlich ersetzen. Wenn man nun siehet, daß dasjenige Etwas, welches die Gottesgelehrten eine Vorsehung, wir einfältigen Layen aber ein Ohngefähr oder ein Schicksal nennen, ganze große Königreiche und Staaten selbst so gering schäset, daß sie ihre Regierung den Leidenschaften einer Buhlschwester aus der untersten Classe, der Habsucht eines Eigennütigen, oder dem Stolze eines Hochmüthigen, oder auch einem Monarchen überläßt, der vom Morgen bis an den Abend nichts anders zu thun hat, als die Maitresse mit dem Minister, und den Minister wieder mit der Maitresse auszuföhnen: so denke ich, können wir ohnmächtige Sterbliche es uns auch wol gefallen lassen. Wenn der Herr, dessen Unterthanen, dessen Eigen-

thum

thum wir seyn sollen, es nicht besser haben will, was haben wir denn für Recht, darüber zu murren? Demjenigen, der in einen solchem Posten gesetzt worden, ist es noch weniger zu verdanken. Er hat sich seine Leidenschaften, seine Denkungsart nicht selbst gegeben, und er ist zu loben, wenn er seiner Bestimmung, die er ihnen zu verdanken hat, eine vollkommene Gnüge leistet. Was hat es den sogenannten guten Ministern, einem Cineas, einem Morney geholfen, mehr für andre als für sich selbst gelebt zu haben? In ihrem Leben Herkulesarbeiten, unendlichen Verdruß, wenig Bequemlichkeit gar keine Reichthümer ---- und nach ihrem Tode? ---- Ich habe noch keinen Schulrector gesehen, der ihnen zu Ehren Lobreden halten lassen.

Dem sey nun, wie ihm wolle; die Welt ist, so lange sie stehet, nicht anders regieret worden, und sie wird auch künftig bis an ihr selbiges Ende nie anders regieret werden. Wir würden es in so vielen tausend Jahren wol endlich einmal seyn gewohnt worden, wenn nicht dee Neid uns immer die alten Klagen wieder von vorne anfangen ließe.

Der Herr Graf von Brühl hatte zu seinem Vorgänger in der Ministerchaft den damaligen Graf von Sulkowsky, der so wie Se. Excellenz in dem Pagenstande alle die großen Einsichten erlanget hatte, die zur Regierung ganzer Lande nöthig sind. Dieser Herr Graf

von Sulkowsty bewies seine Geschicklichkeit darinn, daß er innerhalb 4 Jahren, so lang dauerte seine Regierung, ein paar Millionen vor sich zu bringen wußte. Der Herr Graf von Brühl, der zu Anfang der jetzigen Regierung seine Erhebung dem jetztgedachten Günstling des Königs zu verdanken hatte, war kaum aus dem Staube gezogen, als er schon seinen Beförderer stürzte, und von dieser Zeit an hat er das Ruder Sachsens allein in Händen gehabt, und es so weislich zu führen gewußt, daß er sich, auffer der mehr als königlichen Pracht, mit welcher seine Hofhaltung täglich geführet worden, auffer den erstaunlichen Summen baren Geldes, die in allen Theilen Europens von seinen großen Fähigkeiten zeugen, noch für mehr als sechs Millionen Güter in Polen, Sachsen und Böhmen anzukaufen gewußt. Die Wahrheit dieser Umstände ist zu bekant, und die vertraulichen Briefe über das Leben und den Character des Herren Grafen von Brühl sind noch in vieler Händen, als daß ich nöthig haben sollte, sie auszuschreiben. Ich will nur noch einige Stücke anführen, die sonderlich den gegenwärtigen Krieg betreffen.

Der wahre Grund von der ganzen Rolle, die Sachsen bey den jetzigen Unruhen spielt, ist in dem österreichischen Successionskriege nach Kaiser Carls 6. Tode zu suchen. Sachsen hatte unter allen Mächten, die auf dessen hinterlassene Länder Ansprüche machen wollten, das vorzüglichste Recht; allein der sächsische Hof, der der
Freund-

Freundschaft ein Opfer bringen wollte, welches in unsern Tagen so ungewöhnlich ist, erneuerte einige Monate nach Kaiser Carls Tode seine Verbindungen wegen der pragmatischen Sanction gegen Rußland. Viele Staatskluge wollten solches als einen gewaltigen Schnitzer wider die Politik auslegen; allein ich finde die kenntlichsten Spuren einer seltenen Großmuth und uneigennütigen Freundschaft in diesem Betragen. Aber bald hernach fand es der Herr Graf von Brühl für gut, wider Oesterreich feindlich zu verfahren. Man frage mich nicht um die Ursach, denn ich sage zum voraus, ich weiß sie nicht, so wenig als sie der Herr Graf damals vielleicht selbst wissen mochte. Sachsen und Preussen standen damals noch in gutem Vernehmen und man hätte vermuten können, daß sich beyde Höfe auf das genaueste verbinden würde. Es geschah aber nicht. Sachsen fieng an feindlich wider Oesterreich zu agiren, ohne dem preussischen Hof die geringste Eröffnung davon zu thun ohne daß Preussen und Sachsen wußte, wessen sie sich zu einander zu versehen hätten. Von Frankreich konnte sich der Graf Brühl auch nichts gutes versprechen, weil es Böhmen bereits an Bayern versprochen hatte. Endlich verband sich Sachsen 1742 mit dem Berliner Hof, und ließ sogar seine Armee zu der preussischen stoßen; allein nur auf kurze Zeit. Denn der Herr Graf von Brühl ließ sich sogleich in geheime Unterhandlungen mit dem Hofe zu Wien ein und die

sächsischen Truppen wurden im April 1742 wieder von der preussischen Armee weggezogen. Bey dem bald darauf erfolgten Frieden zwischen Preußen und Oesterreich, wurden an Sachsen in den Präliminarien einige Kreise von Böhmen abgetreten. Die Ursach, warum dieses nicht geschehen, ist unstreitig in der Staatskunst des Herrn Grafen zu suchen.

Beym zweiten schlesischen Kriege verband sich Sachsen öffentlich mit dem Hause Oesterreich, und der Grund davon war der Partage tractat, der den 18 May 1745 zu Leipzig unterzeichnet wurde, und worinn sich der Hof zu Dresden die Herzogthümer Magdeburg und Crossen, nebst den schwebischen Antheil an der Lausitz ausbedungen hatte. England mußte dem Herrn Graf seinen Beytritt zu dem Warschauer Bündnisse sehr theuer bezahlen, und die Frau Gräfinn bekam dafür von der Königin von Ungarn eine schöne Herrschaft in Böhmen.

Ob nun gleich durch den Dresdner Frieden diese Theilung der preussischen Staaten zu Wasser wurde: so war doch der von Sachsen gehobte Antheil eine zu süsse Lockspeise, als daß man nicht noch nachmals die Unterhandlungen deswegen hätte fortsetzen sollen. Die preussischen Schriftsteller haben sich über die hochgräflichen Brühlischen Bemühungen in diesem Stück entseztlich beschweret. Ich sehe aber nicht warum? Das Naturrecht erlaubt einem jeden Staat auf seine Vergrößerung bedacht zu seyn, u. die Macht
eines

eines Nachbarn einzuschränken, der ihm gefährlich werden könnte. Wer hatte es Preußen geheißen, sich so mächtig zu machen? Diese Beweglichkeit konnte gewiß nicht ungestraft bleiben. Man wirft dem sächsischen Ministerio weiter vor, daß es bey allen diesen Unterhandlungen eine unerlaubte List, Verstellung, Untreue, Verläumdung und Unentschlossenheit von sich bliesen lassen. Gesetzt auch, es wäre wahr, so müssen diese Herren, die dergleichen Vorwürfe aushecken, wol nicht wissen daß man sich heutiges Tages gewaltig betriegt, wenn man mit der Ehrlichkeit und einem redlichen Herzen durch die Welt zu kommen glaubt. Die Redlichkeit ist zu unsern Zeiten contrebände; und ich habe noch keinen gesehen, der durch eine unbesleckte Tugend was vor sich gebracht hätte. Aus einer weisen Vorsicht wollte Sachsen nicht ehe öffentlich wider Preußen agiren, als bis es ohne Gefahr geschehen konnte, und es war wider alles Völkerrecht, daß Preußen diesen Zeitpunkt nicht abwartete, als denn hätte es doch Ursach gehabt, Sachsen anzugreifen. Man darf nicht sagen, alsdann wäre es aber auch zu spät gewesen. Gut; dies war eben was man haben wollte. Was hatte der Berliner Hof für Recht, seinen Gegnern zuvor zu kommen, ihre gemachte Operationspläne zu vereiteln und ihnen durch Verfertigung neuer Operationspläne so viele Mühe zu machen?

Ich brauche mich hierbey nicht länger aufzuhalten. Die Sachen sind zu bekannt; es hat sich auch

noch niemand geleugnet; man darf sie nur von der rechten Seite ansehen, und eine wahre Politik dabey zu Hülfe nehmen: so wird man in dem ganzen Verfahren wider Preussen nichts als lauter Unschuld, lauter Billigkeit antreffen.

* * * * *

Drittes Capitel.

Von dem königlich-französischen Hofe.

Wenn man die seltsamen Spiele des Schicksals in dieser Welt siehet, wenn man siehet auf was für eine wunderliche Art der Zufall alles dasjenige zu vertheilen pflegt, was in den Augen des Pöbels nur groß, prächtig und erhaben ist, wenn man endlich gewahr wird, für was für einen elenden Preis die Güter und das Leben so vieler hunderttausend Menschen verkauft werden; wer sollte da nicht alles das verachten; wovon man gemeiniglich mit so vieler Ehrfurcht spricht und wornach man sich mit so vieler Begierde sehnet? Müssen nicht die Götter recht von Herzen gelacht haben, als ihr sinnreicher Witz ein solches Meisterstück des Seltsamen und Burlesquen zur Wirklichkeit gebracht hat, als diese Welt ist? Sind jene Weltkörper, die in einer unendlichen Weite von uns ihre Laufbahn vollenden, mit Wesen höherer Art bevölkert, deren feinere Sinne sich bis auf unsern Erdklumpen erstrecken, so haben wir, wie arme ohnmächtige Insecten, denen unser Stolz mit dem prächtigen Namen

Namen unsterblicher Menschen, zur Ewigkeit erschaffener Halbgötter schmückelt, gewiß die seltene Ehre, in dem Schauspieler des Ganzen ein lustiges Intermezzo zu spielen und jenen höhern Wesen nach ihren ernsthaften Amtsgeschäften zur kurweiligen Ergößlichkeit zu dienen. Ist der nicht ein Thor, der seine Ruhe, seine Tugend, seine Bequemlichkeit aufopfert, eine so demütigende Rolle zu spielen.

Diejenige Person, welche den Staatswagen der französischen Monarchie mit so vieler Weisheit und Geschicklichkeit zu lenken weis, ist die jetzige Marquisin von **Pompadour**. Ihr Vater, oder vielmehr derjenige, der nach den Gesetzen für ihren Vater gehalten werden mußte, hieß **Poisson** und war ein Fleischer bey dem Invalidenhanse zu Paris. Eine Nothzüchtigung die man ihm Schuld gab, machte, daß er flüchtig werden und sich im Bildnis aufhenten lassen mußte. Ihre Frau Mutter, die durch die Flucht des **Poisson** vacant geworden war, ersetzte den Verlust ihres Mannes durch Liebhaber, an denen sie keinen Mangel hatte, weil sie für außerordentlich schön gehalten wurde. Aus diesem Zeitvertreib entstand die **Madame von Pompadour** und dieser kleine Bastard ward mit der größten Sorgfalt zu allen den Vollkommenheiten erzogen, welche der künftigen Maitresse eines großen Herrn nur nöthig seyn können. Allein in den Büchern der Schicksale war geschrieben, daß die Jungfer **Poisson** nicht auf dem geraden Weg zu dieser Würde

Würde gelangen sollte. Sie war schön, liebenswürdig, und mit allen den Eigenschaften begabt, die ihr eine Menge von Eroberungen erwerben konnten. Kurz, sie ward die Gemahlinn des jungen le Normant d'Estiolles, dessen Vetter bey ihrer Frau Mutter die Stelle ihres entwichenen Mannes vertreten hatte. Der neue Ehemann, der seine Gemahlinn, auf eine in Paris ungewöhnliche Art liebte und ein ansehnliches Vermögen hatte, aber von Person klein und häßlich war, unterhielt die ausgesuchtesten Gesellschaften in seinem Hause; daher es auch hier der Madame d'Estiolles an Liebhabern unmöglich fehlen konnte, deren Zumuthungen sie aber oft mit der Antwort abzuweisen pflegte: „Wenn sie ihrem Ehemann jemals ungetreu würde, so sollte es bey niemand anders als bey dem Könige seyn.“ Man hielt solches für einen Scherz, aber ihre Anstalten zur Ausführung dieses Vorhabens wurden von Tage zu Tage ernsthafter.

Lange hatte sie schon alle ihre Reize dem Könige bey allen Gelegenheiten zur Schau ausgelegt, lange hatte sie alle mögliche Mittel versucht, sein Herz zu rühren, ohne ihren Entzweck erreichen zu können. Die Madame von Mailly war damals noch unumschränkte Beherrscherin desselben und durch Hülfe ihrer Eifersucht entgieng der König den Nachstellungen der d'Estiolles. Diese Mailly war die erste Person, mit welcher Ludwig 15 seine Liebe gegen seine Gemahlinn nach einer zwölfjährigen Ehe theilte.

Sie

Sie hatte noch vier Schwestern, die bis auf eine alle des Königs Maitresse wurden, daher auch ihr Vater, der alte Marquis von Mele ein- mal sagte: „Weil Se. Maj. doch bey seiner ganzen Familie geschlafen hätten, so wäre er für seine Person selbst nur noch übrig, die Reihe voll zu machen.“ Endlich glückte es der d' Estiolles dem Könige durch Vermittelung eines seiner Kammerdiener, Namens Binet, vorgestellt zu werden. Der Anfang dieses Umgangs fiel zwar nicht nach Wunsch aus, aber nach Verlauf eines Monats bekam ihr Glück einen neuen Schwung, sie verlies ihren Ehemann, der über ihren Verlust nicht zu trösten war, und begab sich nach Versailles. Der Herr d' Estiolles, der seinen Schmerz unmöglich zu verbergen wußte, wurde durch einen Lettre de Cachet nach Abignon verbannet.

Die Madame d' Estiolles war also nunmehr des Königs erklärte Maitresse und ihre einige Sorge gieng dahin sich in diesem erhabnen Posten so feste zu setzen, daß sie allen eifersüchtigen Bemühungen ihrer Neider und Neiderinnen Trotz bieten konnte, und ihr lebhafter und durchdringender Geist gab ihr gar bald die dazu dienlichen Mittel an die Hand. Die größte Leidenschaft des sunstehnten Ludwigs ist die Neigung zur Abwechslung in Ergeslichkeiten. Die träge Langerweile, die treue Gefährtin der Hofe, die ihre eckelhaften Schlummerkörner mitten unter dem Geräusch brausender Freuden unter die Liebe

Lieblinge des Glücks aussäet, ist seine größte Feindinn. Konnte diese Schwäche ihres erhabnen Liebhabers wol einer Pompadour verborgen bleiben? Ihr erfinderischer Kopf, der alle seine Neigungen zu befriedigen weis, ihre Geschicklichkeit, auch den veralteten und mattgewordenen Ergötzlichkeiten durch einen glücklichen Schwung das Ansehen der Neuigkeit zu ertheilen machte sie gar bald zur unumschränkten Beherrscherinn seines Herzens und seines Zeitvertreibs. Obnerachtet das Alter die Reize ihres Körpers so ziemlich zerstöret hat, so ist die ihm doch noch immer so unentbehrlich als in dem Frühling ihrer Schönheit. Und da er sich einmal so sehr an ihren Geschmack, an ihre Denkungsart gewöhnet hat, so wird sie nunmehr wol, wenigstens bey seinem Leben, für allen Wechsel des Glücks gesichert seyn.

Der König war gegen die wichtigen Dienste, so sie ihm leistete, nicht unerkennlich. Er gab ihr sogleich ein Marquisat mit dem Tittel der Marquisin von Pompadour. Ihr sogenannter Vater wurde Zeitlebens versorgt und begnadiget. Ihr Bruder Poisson, das niedrigste und unwürdigste Gemüth von der Welt, dessen schlechte Herkunft jeder Gedanke, jede Miene, jede Handlung verräth, ward Marquis von Vandiere, oder wie ihn der Spott der Hofleute nannte, Marquis d'Avanthiere, das heist der Marquis von Vorgestern. Allein dieser Spott gab Gelegenheit, daß er statt des-

sen

sen den Tittel eines Marquis von Marigny bekam; welchen er noch jetzt führet, wobey er Oberaufseher der königlichen Gebäude, Gärten, der Küste, der Akademien und Manufacturen ist.

Die großen Summen, die Madame Pompadour in den vornehmsten Banken Europens liegen hat, zeugen von der Freygebigkeit des Königs. Ausser dem treibet sie einen ungebundenen Handel mit ihrer Gnade und ihrem Einflusse, mit dem Staatsbedienungen und Ehrenstellen. Ich könnte hiervon viele Beyspiele anführen, wenn ich gesonnen wäre, dasjenige Buch auszuschreiben, welches uns vor diesem einige lesenswürdigen Nachrichten von diesem merkwürdigen Frauenzimmer ertheilet hat. Ich bin demselben bis hieher gefolget, und werde noch einige Umstände; daraus anführen, die sonderlich den Staat betreffen.

Es ist bekannt, daß der Herr von Maurepas, einer von den geschicktesten Staatsministern im Seedepartement, der mit dem Könige aufgezogen war, und eine vorzügliche Stelle in dessen Gnade bekleidete, auf einmal Bedienung und Gnade verlor. Dieses ist bekannt. Aber die wahre Ursach davon ist nicht so bekannt. Die Pompadour war nach wenig Jahren eine wahre Invalide und an den Kammerdiensten des Königs untüchtig geworden, und dennoch wußte sie sich beständig in der Gunst des Königs zu erhalten, dessen Gleichgültigkeit und Eckel ihr doch der ganze Schwarm der Hofleute

leute weissagte. Bey einer gewissen Feyerlichkeit machte die Pompadour ihrem Liebhaber ihre Aufwartung mit einem Strausse von weissen Rosen. Als solches dem Herrn von Maurepas erzählt wurde, lachte er und sagte: „Ich habe es wol gedacht, daß sie Se. Majestät einmal mit weissen Blumen beschenken wird.“ Dieser Gedanke war die einige Ursach von dem Fall dieses verdienten Ministers.

Ein anders Opfer ihres Hasses war der berühmte Staatssecretair der Marquis d'Argenson. Als die frevelhafte Hand des Damiens dem Könige nach dem Leben getrachtet hatte, wurde seine Wunde anfänglich für gefährlicher gehalten, als sie in der That war und es formirte sich eine Parthey, welche der Pompadour in diesen bedenklichen Umständen den Zutritt zu dem Könige verweigerte. Der Bischof trieb solches als eine Gewissenssache. D'Argenson lies sich durch andere Bewegungsgründe dazu verleiten. Allein er that es nicht ungestraft: so bald der König wieder hergestellt war, begab er sich zu der unumschränkten Beherrscherinn seines Herzens. Sie klagte ihre erlittene Schmach, drohete, sich vom Hofe zu entfernen, und d'Argenson wurde ohne Gnade abgesetzt.

Der Abt von Bernis hingegen spielte durch Vorschub der Madame Pompadour eine Zeitlang eine sehr ansehnliche Rolle auf der französischen Staatsbühne. Er ist einer der geistreichsten, der zärtlichsten Dichter Frankreichs; das
ist

ist unleugbar. Er hatte als ein müßiger Abbe der damaligen Madame d'Estiolles fleißig aufgewartet und ihr in den zärtlichsten Liedern seine Liebe geklagt. War gleich die d'Estiolles, die sich es schon damals in den Kopf gesetzt hatte, die Maitresse des Königs zu werden, in diesem Stücke nicht so gefällig, als es der verliebte Abt wol gewünscht hätte, so behielt sie doch nach ihrer Erhöhung ein dankbares Andenken von seiner Liebe. Der erste Schritt, den sie ihn zu seinem Glück thun ließ, war, daß sie ihn zum Gesandten bey der Republik Venedig ernennen ließ, damit er hier die feinsten Geheimnisse der Staatskunst lernen sollte. Allein der verliebte Abt fand es für zuträglich, das venetianische Frauenzimmer zu studiren, als sich den Kopf mit solcher abstracten Schulsüchereyen zu zerbrechen. Er kam als ein Staatsmann zurück, stieg in der größten Geschwindigkeit bis zur Würde eines Staatsministers, wurde mit einem blauen Bande gezieret und zum Cardinal gemacht. Allein seine völlige Untüchtigkeit zu Staatsgeschäften machte, daß man ihn zur Verspottung nur den Cardinal Richelieu nannte.

Als er in der Capelle zu Versailles mit dem Orden des heil. Geistes bekleidet wurde, so ward unter wählenden Feyerlichkeit ein zusammenge-
rolltes Papier von der Gallerie unter die Ritter
geworfen, auf welchem einige poetische Zeilen mit
Bleystifte geschrieben waren. Es war eine Art
von Parodie auf das Veni Creator, so bey dies-

ser Gelegenheit gesungen ward. Sie lautet so:

Esprit saint, divine essence,
 Daignez guider ce Ministre nouveau;
 Et pour l'honneur de la France
 Illuminez son cerveau.

De douze ignorans jadis
 Vous fites autant d'Oracles:
 Renouvellez ce Miracle
 Sur le pauvre Abdé BERNIS.

Embrasez le de vos flammes.
 Inspirez lui vôtre amour;
 Qu'il baise un peu moins les Dames
 Et surtout la POMPADOUR.

Komm, heilger Geist, regier und lehre
 Den neuen Staatsbedienten hier;
 Beleucht sein Hirn zu Frankreichs Ehre
 Mit deiner Weisheit für und für.

Du liessst einstmals zwölf Orakel
 Aus so viel Ignoranten sehn,
 Laß doch von neuem dieß Mirakel
 Am armen Abt Bernis geschehn.

Entzünd in ihm der Liebe Kerze;
 Doch füll mit deiner Brunst ihn nur,
 Daß er die Damen minder herze,
 Am mindesten die Pompadour.

Man schrieb diese Verse, durch die ganze
 Ernste

Ernsthaftigkeit der Ceremonie gestöret wurde, durchgängig der Herzoginn von Orleans zu.

Nachdem nun der Abt Bernis zu einer Würde erhoben war, die ihn wider die Augen und Urtheile des Volks sicherte, so brachte die Pompadour ganze Tage und auch wol Nächte mit ihm zu, unter dem Vorwand an Staatsfachen zu arbeiten. Allein was wirkliche Staatsfachen betraf, die Kammerdienste der Pompadour ausgenommen: so gieng es dem guten Abt Bernis, wie den Affen des Montagne, die mit der größten Behendigkeit auf die Spitze eines Baums kletterten, aber je höher sie kamen, nur desto mehr ihren Hintern zeigten. Endlich ließ sich der arme Bernis einfallen, die Urheberin seines Glücks selbst zu stürzen; und dieser undankbare Uebermut beschleunigte seinen eigenen Fall. Kurz vor seiner Ungnade hatte ihn die Marquisian zur Cardinalswürde erheben lassen, und man sagt, sie hätte gar den Vorsatz gehabt, ihn gleich nach dem Tode des Pabstes zum Statthalter Christi ernennen zu lassen, wozu eine von ihren gesammelten Millionen ausgesetzt gewesen. Allein der Abt verscherzte sein Glück und mußte den Hof meiden.

Mehrere Beyspiele von ihrem Einflusse in die Besetzung der ersten Würden des Staats, sonderlich bey der Armee werde ich in einem der folgenden Capitel anführen. Ich will nur noch eine Beschreibung ihrer Person liefern, so wie sie uns von einem Schriftsteller geschildert worden, dessen Werk den vollkommenen Beyfall des Publici erhalten hat.

Als sie zu dem wichtigen Amte einer Maitresse erhaben ward, welches in ihrem 23sten Jahre geschah, sagt mein Verfasser, war ihre Gesichtsfarbe sehr schön; sie hatte Augen voller Feuer und Bedeutung, wovon das große Leben, welches sie ihrem Gesichte gaben, auf eine nicht unangenehme Art mit einem gewissen matten und zärtlichen Wesen gemischt war, welches sie von einer mehr zur Siechheit geneigten Leibesbeschaffenheit erhielt, wovon die blasse Farbe der Lippen ein andres Anzeichen war, welches der Einbildungskraft eben keine günstige Vorstellungen geben konnte. Sie verschmähte auch, zur Erhöhung ihrer Farbe, oder vielmehr zur Erlosung des Abgangs derselben nicht den Beystand eines leichten Anstrichs von künstlichen Roth, wiewol nicht mehr, als gerade so viel, einen Verdacht zu erwecken. Ihre Gesichtszüge waren alle vollkommen zart, ihre Haare mußbraun, ihre Gestalt von mittler Länge und ihre Bildung untadelhaft. Nichts konnte in der That schöner in der Dünne der Mitte des Leibes spitzig zu laufen. — Es fand sich eine große Munterkeit und Lebhaftigkeit in ihrer Person, und beseelte alle ihre Blicke und Geberden vielleicht in einem gar zu großem Grade, weil es etwas beytragen konnte, daß sie wegen eines kühnen voreiligen Wesens und wegen einer Art sich darzustellen merkwürdig war, die stets eben so ließ, als wenn sie frech sagte: da bin ich. Ueberhaupt wurde durchgängig zugestanden, daß sie damals eine von den schönsten und

und angenehmste Frauenspersonen in Paris war.

Gegenwärtig (eintausend siebenhundert und acht und fünfzig) fährt mein Schriftsteller fort, da sie ohngefähr acht und dreyßig Jahr alt ist, läßt es sich schwerlich sagen, wie ihr Gesicht unter einer Zolldicken Lage von Roth und Weiß seyn mag — Da also ihr Gesicht nicht mehr in Betrachtung kömmt: so bleibt nur noch anzumerken, daß außer der Veränderung, welche die Jahre in ihre Person angerichtet haben, ihre Unordnung sie zu einer so erschrecklichen Magerkeit gebracht hat, daß billig aller körperlicher Appetit bey ihr aufhören sollte, weil er bey dem wenigen Wesen, das er an ihr finden würde, verhungern müßte, indem sie fast eben so vom Fleische abgefallen, eben so unfehlbar, eben so wenig zu umarmen ist, als einer von den unterirdischen Schatten, welche an denen Ufern des Styx der Fährte zu winken. Man verbinde mit dieser Vorstellung von einem gemalten Grabbildnisse, eine andre, die nicht unfüglich dadurch abgebildet wird, nämlich die Vermummung ihres ganzen Herzens mit List: so hat man die Abbildung der gegenwärtigen Pompadour an Leib und Seele, mitten unter allem sie umgebenden Glanze der Hoheit, des Vermögens und der Gnade eines Königs vor sich.

Dies sind einige wenige Züge von dem Bilde einer Person, welche einen so großen Einfluß in die Schicksale Europens hat; einer

Person deren wunderlicher Eigensinn schon mehr als ein hundert tausend rechtschaffenen Franzosen das Leben gekostet hat.

* * * * *

Viertes Capitel.

Ursachen des gegenwärtigen Kriegs.

Die meisten von denjenigen, die sich die Mühe genommen haben, über die Ursachen des gegenwärtigen Kriegs in Deutschland nachzudenken, haben nach Maasgebung ihrer persönlichen Neigung geglaubt, daß entweder die Vergrößerungsbegehrde des Königs in Preußen oder das Verlangen der Königin von Ungarn, Schlesien wieder zu erobern, diese Flamme angezündet habe. Beyde können indeß Unrecht haben, und haben es gewiß, wenn man eine dieser Ursachen als die erste und einzige ansehen will. Nein! eine Reihe von Verbindungen und Veränderungen haben diese Revolution bey nahe nothwendig gemacht; und hier sind sie.

England und Holland schlossen 1748 einen besondern Frieden mit Frankreich, und Oesterreich mußte demselben wider seinen Willen beytreten. Da der König von England sahe, daß dieser Frieden dem Wiener Hofe nachtheilig war, so glaubte er dieses dadurch wieder gut zu machen, daß er die Wahl eines römischen Königs zum Vortheil des Erzherzogs Joseph garantirte.

Wären

Wären alle Stimmen im Churfürstencollegio zu vereinigen gewesen, so hätte man allem, auch sogar den geringsten Vorwand zu einem Kriege im Reiche aus dem Wege räumen können; allein man konnte sich mit dieser Hofnung nicht schmeicheln. Die Mehrheit der Stimmen war hinlänglich und man suchte sich dieser zu versichern.

Der König von Preußen, welcher einmal misvergnügt war, konnte sich mit Nachdruck widerlegen, und seinen Widerspruch mit den Waffen unterstützen; man beschloß also, ihm von einer andern Seite her die Hände zu binden. In dieser Absicht wurde eine Tripelallianz zwischen der Kaiserinnköniginn, der Kaiserinn von Rußland und dem londner Hofe vermittelt und diese Allianz kostete dem letztern Hofe ungeheure Summen, ohne einigen Vortheil dadurch zu erhalten. Man wurde einig, daß die Kaiserinn von Rußland, unter dem Vorwand der Sicherheit und dem Schein einer blossen Vertheidigung eine zahlreiche Armee an die Grenzen ihres Reichs marschiren und der wiener Hof seine Truppen auf dem gegenwärtigen Fuß stehen lassen sollte.

Bei diesen Anstalten glaubte man hinlänglich im Stande zu seyn, die römische Königswahl, so bald man bey dem Reich den ersten Antrag thun würde, durchzusetzen, und die Churfürsten, die derselben entgegen seyn würden, zum Beytritt zu zwingen.

Raum hatte der König von Preußen von
 D 4 diesem

diesem Entwurf Nachricht, als er sich gegen den König von England beschwerete: „Kaum sey der Friede geschlossen, da schon zwey Mächte denselben zu brechen suchten, indem sie zur Unzeit ohne Noth und blos durch die Mehrheit der Stimmen an der Wahl eines römischen Königs arbeiteten, es schien so gar, als wenn sie den Anschlag gefaßt hätten, sich fremden Armeen und besonders der russischen dazu zu bedienen: welches ausdrücklich durch die Reichsgesetze verboten wäre. Man wollte also die Kaiserwürde im Hause Oesterreich erblich machen, und dadurch der Freyheit des deutschen Staats einen tödlichen Stoß versetzen. Allein man konnte versichert seyn, daß der König von Frankreich, als Garant des westphälischen Friedens, nicht unterlassen würde, sich allem demjenigen zu widersetzen, was man in diesem Stücke wider die Grundetze des Reichs, und wieder die Rechte und Vorzüge der Churfürsten welche diesem Entwurf unmöglich günstig seyn konnten, unternehmen würde.“

Zu gleicher Zeit brauchte man gewisse Minister, an den Höfen der vornehmsten Reichsfürsten, Schweden, Dänemark, Anspach, Bayreuth, Hessencassel, Würtemberg und einigen andern, einen Argwohn zu erregen um ihren glaubend zu machen, die Tripleallianz habe zur Absicht, an Rußland ganz Holstein zu überlassen; man habe dieser Macht heimlich versprochen, sie zum Reichsstand zu machen, und dem Reiche mit Sitz und Stimme einzuverleiben;
man

man wollte ihr erlauben, in Holstein so viel Truppen, als sie nur für gut befinden würde, zu unterhalten. Diese Minister hatten zugleich Befehl, zu verstehen zu geben, daß die Einverleibung eines so mächtigen Staats, als Rußland ist, allen, besonders aber den benachbarten fürstlichen Häusern gefährlich seyn müsse. Anstatt in die Aufnahme einer so furchtbaren Macht in das fürstliche Collegium zu willigen, sollten diese Häuser vielmehr der Tripelallianz eine allgemeine Gegenligue entgegen setzen, und sich in dem alten Recht, welches ihnen aufs ausdrücklichste im münterschen Frieden wäre vorbehalten worden, zu schützen; nämlich daß sie über die Frage, ob man zu dieser Wahl schreiten solle? und über die Frage, welchen Prinzen man zum römischen König wählen solle? einen Ausspruch thun könnten. Diese Gegenligue wäre um desto nothwendiger, weil nur einige Churfürsten bey dieser Wahl hielten, welche sich wegen ihrer Anseherungen Recht verschaffen konnten, da man indessen die andern Fürsten mit dem ihrigem von der Regierung eines Kaisers zur andern verwies, und ihnen Recht zu verschaffen, auf alle Art und Weise Umgang zu nehmen gesucht habe.

Zwar hätten diese alten Häuser, setzten sie hinzu, vermittelst der eingeleiteten und angenommenen Protestation bey jeder Wahl eines römischen Königs ihr Recht zu verschaffen, allein sich auffer Stand getehen, es jemals gültig zu machen, theils, weil sie für sich zu schwach wären,

theils weil die Fürsten aus ihrem Collegio, welche ihnen ihr Recht hätten können behaupten helfen, ihre eigenen Vortheile dem Besten ihrer Mitstände vorgezogen hätten.

Die Zeit ist da, schlossen sie endlich, da sie sich aus dieser Art von Sklaverey reissen könnten. Unser König will und kann nicht die Unterdrückung des deutschen Staats mehr erdulden. Er bietet euch alle seine Macht dar, und hofft, den König von Frankreich, als Garant eurer Rechte zu vermögen, daß er eure Entschlüsse unterstützt.

Diese Sprache schmeichelte den Prinzen, welche einen Beschützer suchten, der mächtig genug wäre ihre Ansprüche durchzusetzen. Man sah sogleich verschiedene Schriften, wider die Wahl eines römischen Königs zum Vorschein kommen. Der König von Preussen machte, sein Ansehen im Reich zu verstärken, die Declaration, welche dem Grafen von Puebla, Minister des wiener Hofes, in Berlin war gethan worden, bekannt. Se. Majest. erklärten sich gegen diesen Minister ganz deutlich: „Nimmermehr sollte man durch solche unerlaubte Wege zu der Wahl eines römischen Königs gelangen; eben so nöthig wäre über eine immervährende und unverletzliche Capitulation eins zu werden, damit dem deutschen Reiche seine Rechte und seine Freyheit sicher gestellt würde; Er, der König von Preussen, habe bey der in Vorschlag gebrachten Königswahl das meiste zu verlieren, er wolle sich ihr
auch

auch am meisten widersehen und folglich käme der Erfolg dieser Wahl auf die Mehrheit der Stimmen an. „ Dieser Monarch gieng noch weiter: er bot dem wiener Hofe seine und seiner Allirten Vermittlung an, diese wichtige Sache zum Vergnügen dieses Hofes zu Stande zu bringen. Allein war das nicht eine Verwegenheit?

Der König von Frankreich, welcher damals mit dem Berliner Hofe gemeinschaftliche Sache machte, ließ 1752 durch seinen Minister am londner Hof die Erklärung thun: „Er würde jederzeit die Wahl eines römischen Königs mit Vergnügen sehen; nur müßte sie durch einmüthigen Schluß des Churfürstl. Collegii allein und mit Zufriedenheit aller Reichsfürsten geschehen, und er sich nicht genöthiget sehen, als Garant des Mürsterschen Friedens die Parthey der beleidigten Fürsten zu nehmen.

Der wienerische Hof erhielt von seinem Minister, welche im Reich an verschiedenen Höfen stunden, glaubwürdige Nachricht von dem Mißvergnügen gewisser Fürsten, und hielt nunmehr für das sicherste, die Maasregeln zu ändern und sich mit ihnen in Unterhandlung einzulassen. In dieser Absicht bediente man sich des Königs von England, welcher über sich nahm, den Churfürsten von der Pfalz auf die Seite zu ziehen. Indessen gieng diese Unterhandlung nicht von Statten.

Bey diesen Umständen brachte der König von Preußen eine Ligue mit den altfürstlichen Häusern

fern

fern des Reichs, welche der Tripleallianz entgegen gesetzt war, zu Stande; die Gefahr und die Rechte des deutschen Staats war der Vorwand davon. Dieser Monarch brachte es dahin, daß man ihm die Direction der wichtigsten Angelegenheiten sowol dieser Häuser als auch des Corporis Evangelicorum auftrug. Schweden und Dänemark traten auch bey, man schrieb, man unterhandelte, man schlug eine allgemeine Verbesserung der gegenwärtigen Reichsverfassung und Reichsverwaltung nach einem neuen Plan vor.

Der Rünstersche Friede, saate man, ist der neueste Grund, auf welchem sich die gegenwärtige Staatsverfassung des Reichs gründet. Gleichwol wird dieser Friede nicht beobachtet. Man führte wol hundert Reichwerden an, denen abgeholfen werden sollte. Seit diesem Friedensschluß sind fünf Kaiser gestorben, ohne daß man etwas hätte erhalten können. Es ist also kein ander Mittel, setzte man hinzu, als diesen Frieden umzuschmelzen, und die gehörigen Maasregeln anzuwenden, welche die Vollziehung desselben besser festsetzen. Wir wollen uns die gegenwärtigen Umstände zu Nutzmachen, um zu der freyen Ausübung unsrer Rechte wieder zu gelangen.

Die alten Capitulationen sind übertreten worden? wir wollen eine neue aufsetzen, welches uns die Freyheit der Wahl, den kostbarsten Schatz des deutschen Staats, auf ewig sicher stellt.

Der

Der Plan der Fürsten von dieser Gegenparthey enthielt noch dieses: man wollte verhindern, damit die Kaiserwürde nicht in einem einzigen Hause erblich würde; man wollte die Artikel des westphälischen Friedens, welcher alle Churfürsten wahrsähig macht, in Erfüllung bringen und diese Würde in den Häusern der Fürsten von allen dreyen Religionen, die im Reich geduldet werden, herumgehen lassen.

Man fügte diesem Plan noch viel andere sonderbare Einrichtungen bey. Z. E. daß die Reichslehen, welche offen stünden, oder inskünftige offen stehen würden, mit der römischen Kaiserkrone wieder vereiniget, die geringern freyen Reichsstädte unterdrückt, gewisse geistliche Churfürstenthümer, Bisthümer und andre Reichslehen, zum Vortheil der Familien der gegenwärtigen Besitzer, oder anderer weltlicher Fürsten secularisiret werden sollten. Der Ehrgeiz setzte sich vor, sich in die der Kirchen entzogenen Güter durchs Loos zu theilen. Sogar das Haus Oesterreich würde zwey reiche Bisthümer erhalten haben, wenn es die Gefälligkeit gehabt hätte, diesem gehäßigen Anschlag hülfreiche Hand zu bieten.

Da endlich das System der drey im Reich gestatteten Religionen durch diesen Plan nicht den geringsten Abbruch leiden sollte, so versicherte man, daß der Staat von Deutschland in kurzem zu seinem altem Glanz wieder gelangen, und an Macht und Stärke ansehnlich wachsen würde.

Das Project wegen Secularisation der
Stifter

Stifter war nicht neu. Der münstersche Friede giebt merkwürdige Beyspiele davon. Sie wurde von Kaiser Karl 7 aufs neue aufs Tapet gebracht; allein weil die entworfne Theilung zu ungleich ausgefallen war, so arbeiteten verschiedene Fürsten von der Ligue selbst an der Vernichtung desselben; welches ihnen auch nicht viel Mühe zu bewerkstelligen kostete.

Dies sind die Bewegungen, welche von Seiten einiger mächtigen Reichsfürsten unterhalten wurden, um die römische Königswahl vor 180 zu hindern und zu machen, daß sie nicht auf einen Prinzen des österreichischen Hauses fallen möchte. Lasset uns sehen, wie dieses letztere Haus, welches am meisten dabey interessirt war, sich dagegen verhielt.

Der König von Preußen war der Urheber und die ganze Stütze dieser Gegenlague; es waren also auch alle Oesterreichische Maasregeln hauptsächlich gegen ihn gerichtet. Hier aber müssen wir ein wenig weiter hinaufgehen.

Der Verlust Schlesiens und der nach dem Breslauer Frieden von dem Könige in Preußen aufs neue erregte Krieg wider den wienerischen Hof mußten den letztern mit allem Recht wider den ersten ausbringen. Man konnte einen so nahen Nachbar nicht mit gleichgültigen Augen so mächtig werden sehen. Die vortreffliche Staatskunst des erleuchteten Hrn. Grafen von Brühl, sahe dieses gleichfalls ein, und er war einer der ersten, der diesen mächtigen Nachbar zu demüti-

gen

gen beschloß. Der glückliche Erfolg des Feldzugs von 1744 gab den Höfen zu Wien und Dresden Hoffnung daß dieses Project vielleicht so unmöglich nicht seyn werde. Kurz man schloß den 1. May 1745 einen allenfälligen Theilungstractat; kraft dessen der wienerische Hof das Herzogthum Schlessen und die Grafschaft Glatz, der König von Polen und Churfürst von Sachsen aber die Herzogthümer Magdeburg und Crossen, die Erense Züllichow und Schwibus nebst dem preußischen Antheil von der Lausniß bekommen sollte.

Ob nun gleich der den 25sten Dec. 1745 geschlossene dresdner Friede den Theilungstractat vor diesmal zu Wasser machte, so ließen ihn doch diese beyden Höfe aus einer großmüthigen Standhaftigkeit noch nicht fahren. Man schlug von Seiten des wiener Hofes dem sächsischen einen Verbindungstractat vor, worinn der Theilungstractat erneuert werden sollte. Der sächsische Hof glaubte, daß vor allen Dingen sein System besser befestigen, und dasselbe auf eine Allianz mit den russischen und wiener Höfen gründen müßte. Beyde Mächte schlosser auch wirklich den 12 May 1746 zu Petersburg eine Defensivallianz, welcher sechs geheime Artikel beygefügt wurden, von welchen der vierte einzig und allein wider Preußen gehet.

Dieser Petersburger Tractat, war die Grundstüze worauf die ganze österreichische Politik von dem dresdner Frieden an beruhete,
und

und die vornehmsten Unterhandlungen des wiener Hofes giengen dahin, diese Allianz durch den Beytritt anderer Mächte zu verstärken.

Der sächsische Hof war der erste, den man im Jahre 1747 dazu einlud. Dieser Hof stimmte sogleich mit allem Eifer bey; und wer hätte auch wol einer so starken Versuchung, als die in dem Theilungstraktat diesem Hofe versprochne Länder waren, widerstehen können? Der Herr Graf von Brühl schob zwar aus einer klugen ihm beywohnenden Unentschlossenheit von einer Zeit zur andern auf, dem Petersburger Traktat förmlich beyzutreten, indessen bezeugte er seinen Allirten unzähligemal, daß er bereit sey, ohne Vorbehalt beyzutreten, sobald es sich ohne die augenscheinlichste Gefahr würde thun lassen, und nachdem man ihn wegen des Antheils von den erhaltenen Vortheilen sicher stellen würde. Er forderte 1757, daß der König von England, als Churfürst von Hannover den geheimen Artikeln des Petersburger Traktats zuerst beyzutreten sollte. Allein diese Bemühungen waren vergeblich.

Die Widerseßlichkeit des Königs von Preussen wieder die römische Königswahl, erbielte also in diesem Bewegungen eine neue Lebhaftigkeit. England hatte die Vermittelung dieser Wahl über sich genommen, weil es aber Bedenken fand, den geheimen Artikeln des Petersburger Traktats förmlich beyzutreten: so verursachte dieses eine Kalksinnigkeit zwischen beyden Höfen. Der König von England bot dem wienerischen Hofe

Sub

Subsidien an, sie wurden aber ausgeschlagen, doch versicherte man, daß dieses im geringsten nicht das gute Verständniß, welches seit so langer Zeit zwischen dem österreich- und braunschweigischen Hause obwaltete, unterbrechen sollte.

Der in den geheimen Artikeln erneuerte Theilungstractat gründete sich auf einen jeden Krieg, den Preußen mit Rußland oder Polen haben würde: als in welchem Fall die Kaiserinnkönigin berechtigt seyn sollte, Schlesien wieder zu erobern. Man mußte also einen solchen Krieg veranlassen und man bediente sich hierzu aller derjenigen Mittel, die die feinste Staatskunst schon seit langer Zeit privilegiret hat. Man erregte von Seiten des wienerischen und sächsischen Hofes ein unauslöschliches Mißverständniß zwischen Preußen und Rußland und bürdete dem erstern tausend schädliche Absichten wider das letztere und wider Polen und Schweden auf.

Man sagte: der König von Preußen hätte ehrgeizige Absichten auf Curland, polnisch Preußen und Danzig. Die Höfe von Frankreich Preußen und Schweden brüteten auf dem Fall einer Erledigung des polnischen Throns weit aussehende Projecte aus; der König von Preußen habe allerhand gefährliche Anschläge wider die Person Ihrer russischen Majestät selbst; er will Dänemark zum Besiz des Herzogthums Holstein verhelfen u. s. f.

Alles dieses hatte seine gute Wirkung und der
E gesammte

gesamnte Senat in Rußland setzte den 14. May 1753 als eine Grundregel des Reichs die Entschliessung fest, das Haus Brandenburg bey der ersten Gelegenheit in seinen ersten Stand der Niedrigkeit herunter zu setzen. Diese Entschliessung wurde 1755 im Oct. erneuert und so weit ausgedehnet, daß der König von Preußen ohne weitere Untersuchung angefallen werden sollte, sobald er mit einem von den Bundsgenossen dieses Hofes in Krieg verwickelt werden würde.

Frankreich suchte seines Orts es mit keiner Partey zu verderben und bemühet sich besonders den wiener Hof zu gewinnen, ohne doch mit Preußen zu brechen. Es sahe schon damals den Krieg voraus, den es jezo mit England führet, oder vielmehr, es hatte ihn schon damals beschlossen.

So lange der londner Hof genau mit dem wiener Hof allirt war, sahe man zu Versailles mit Vergnügen, daß der letztere mit den vornehmsten deutschen Häusern in keinem sogar guten Verständnis lebte. Die französischen Minister unterliessen nicht, an allen Höfen, denen die Sache angeht, bey aller Gelegenheit von nichts, als von der Garantie des Münsterschen Friedens zu reden; ein vortrefliches Mittel, sich beyden Theilen nothwendig zu machen.

Der Krieg sieng sich nunmehr zwischen England und Frankreich an. England wendet sich an den wiener Hof und verlangt die in den Tractaten stipulirte Hülfe. Man soll die erforderlichen

hen Truppen nach den Niederlanden marschiren lassen, und eine mächtige Diverſion wider Frankreich versuchen. Allein zu Wien fand man weislich, daß der Casus foederis nicht vorhanden sey.

Wir können nicht, sagte man zu Wien, unsre eigne Staaten entblößen, um zum besten eines Allirten eine Diverſion vorzunehmen, da wir selbst nicht sicher sind. Der böse König von Preußen verursacht uns beständig Handel im deuſchen Reich. Er hat sich (man denke einmal!) an die Spitze einer einheimischen Ligue geſtellt, welche das Haupt des deutschen Reichs offenbarer Weiſe verachtet und ungeschueet ſeinen Decreten keinen Gehorsam geleistet. Er macht sich von Tage zu Tage durch seine Intriguen furchtbarer, veranstaltet gewaltige Kriegsrüstungen und was das ärgste ist, so ist er ein getreuer Allirter von dem Erbfeind des deutschen Reichs, von dem König in Frankreich.

Und in der That die von England verlangte Diverſion würde für Oesterreich höchst nachtheilig gewesen seyn; es würde sich dadurch die meiste Macht Frankreichs und die ganze Macht der Ligue der Fürsten, die Preußen zum Haupt und Frankreich zum Allirten hatte, auf den Hals gezogen haben. England sahe die Stärke dieses Schlusses ein; es nahm es über sich, die größte Schwierigkeit, die man ihm entgegen setzte zu heben, und dem wiener Hof die Furcht wegen eines

Uebersalls von Seiten der allirten Fürsten Frankreichs zu bequemen.

Seine erste Sorge war, die Kaiserinn von Rußland dahin zu vermögen, daß sie eine Armee von 60000 Mann auf ihre Kosten bereit und fertig hielt, die auf den ersten Wink marschiren sollten, sobald der König von Preußen und seine Allirten die geringste Bewegung im Reich machen würden. Dies Mittel war vielleicht noch nicht hinlänglich, den wiener Hof sicher zu stellen; der König von England that noch mehr. Er gieng an den König von Preußen selbst und tractirte mit ihm. Kurz, dieser wurde ein genauer Allirter von ihm und declarirte, ohne eben ausdrücklich die in den Niederlanden in Vorschlag gebrachte Diversion ausschliessen zu wollen, daß er sich allem Einmarsch fremder Truppen und aller Feindseligkeit im deutschen Reich mit aller Macht widersetzen würde.

In diesem Tractat wurde eine Garantie der preußischen Staaten mit eingerückt, die dem Interesse des Hauses Oesterreich und dem Theilungstractat gerade zuwiderlief.

Der londner Hof gab zur Antwort: Man habe Preußen darin nichts weiter garantiret, als was ihm schon vermöge der durch die vorhergehenden Tractaten und Reichshandlungen stipulirten Garantien gehörig war; man habe das Interesse der alten Allirten nicht aus den Augen gesetzt; noch weniger diesem Monarchen die Freyheit verstattet, sie anzugreifen, und da nunmehr

mehr von Stunden, alle Besorglichkeit von dieser Seite ohne Grund wäre, so stunde dem Marsch der abzuschickenden Hülfsstruppen nichts mehr im Wege.

Der wiener Hof war gegen diese Vorstellungen taub; zu gleicher Zeit gab er den letzten Vorschlägen der Minister des französischen Hofes Gehör, welcher über den König von Preussen eben so misvergnügt, als der Wiener über den König von England war.

Diese Gleichgültigkeit des wiener Hofes zwang den König von England ein neues System zu errichten, und sich mit dem Könige von Preussen näher zu verbinden. Die wider die römische Königswahl vereinigten Reichsfürsten hatten ihn als Churfürsten von Hannover bedrohet und ihm ein Verbrechen daraus gemacht, daß er sich zu Betreibung gedachter Wahl gebrauchen ließ und sie zu befördern, weder Unterhandlungen, noch List, noch Geld sparte. Der Churfürst von Hannover söhnete sich nunmehr mit dieser Ligue aus und vereinigte sich mit ihr, indem er sich mit ihrem Haupt vereinigte.

Der König von Preussen sah nunmehr wol ein, daß er sich den Hof von Versailles zum Feinde machte, da er sich mit England genauer verband. Gleichwol kostete er, daß ihm der französische Hof es Dankwissen würde, daß er ihn von der Furcht für einer Diversion in den Niederlanden befreyet habe. Diesem zu Folge ließ er gegen den König von Frankreich erklären: Er

schmeichelt sich, ihm keinen geringen Dienst erwiesen zu haben, daß nunmehr Oesterreich von der englischen Parthey getrennet sey; statt seine Kriegsunternehmungen wider die Engländer einzuschränken, habe er es ihm nunmehr leichter gemacht, dieselben mit Nachdruck durchzuführen; er habe die Russen, als ihre gemeinschaftlichen Feinde zu derselben Zeit aufgehalten, und dadurch die Ligue der Reichsfürsten gewaltig verstärkt; es komme also auf weiter nichts an, als daß das Project, den Krieg ins Churfürstenthum Hannover zu spielen, umgeschmelzt würde; diese Veränderung in dem Plan der Kriegshandlungen werde um desto weniger Schwierigkeiten haben, da die Niederlande in der Garantie dieses Churfürstenthums im geringsten nicht begriffen wären. „Dieser Tractat war eben so klug als fein eingeleitet. Aber er hatte ganz andere Folgen, als man sich vermuthete.“

Das Misvergnügen des Hofes zu Versailles wider den König von Preußen, das Misvergnügen des wiener Hofes wider eben diesen Monarchen und den König von England, der geheime Artikel des Petersburger Vertrags, der Theilungstractat und andere Ursachen mehr, die jetzt ein Geheimnis sind, aber künftig durch die Folgen werden entdeckt werden, haben endlich verursacht, daß der Tractat von Versailles zu Stande gekommen ist. Diese Allianz ist für Oesterreich und Frankreich, wenigstens in den gegenwärtigen Umständen ein wichtiger und nützlicher Staatsstreich. Die

Die Tractaten hatten nicht gleich Anfangs die traurigen Wirkungen, die nachmals erfolgten. Das Elend zeigte sich nur noch blos in der Ferne. Der zu Versailles verbarg sein Misvergnügen über die neuen Maasregeln des Berliner Hofes. Zu Anfang des 1756. Jahrs schien es, als wenn sich Preußen und Rußland wieder ausöhnen wollten, allein durch die weisen Bemühungen des Grafen von Brühl wurde diese der gemeinen Sache so nachtheilige Veränderung glücklich verhindert, und die Verbitterung des Hofes zu Petersburg nur noch höher getrieben. Im April fieng Rußland an, sich zu Lande und Wasser mächtig zu rüsten; ohne daß England die versprochene Hülfleistung gefodert hat. Zu gleicher Zeit sahe man Böhmen und Mähren mit Truppen überschwemmt, es wurden Lager geschlagen, Magazine aufgerichtet und alle Anstalten zu einem nahen Kriege gemacht. Alles dieses geschah unter dem Vorwand, sich auf alle mögliche Fälle in Positur zu setzen.

Ich habe schon einmal gesagt, daß die Vollziehung des Theilungstractats den Fall voraussetzte, das der König von Preußen Aggressor seyn mußte. Hierzu mußte man ihn nun zwingen, und keine Zeitumstände waren hierzu bequemer, als die gegenwärtigen. Man sahe leicht voraus, daß die Hitze und der wirksame Muth des Königs von Preußen, die Anstalten von allen Seiten an seinen Grenzen nicht mit gleichgültigen Augen ansehen würde; zumal da er von allen

Bewegungen seit so vielen Jahren vollkommen unterrichtet war. Er ließ durch seinen Gesandten in Wien um die Ursachen dieser Rüstungen anfragen; man antwortete zweydeutig. Er ließ noch einmal anfragen; man antwortete noch dunkler. Er bat, er verlangte Sicherheit für dieses und das künftige Jahr. Umsonst man versagte sie ihm.

Hierdurch erhielt man, was man so lange gewünscht hatte. Der König brach auf einmal an der Spitze von 60000 Mann in Sachsen ein, eben an dem Tage da einer seiner Generale mit 40000 Mann in Böhmen einfiel. Er treibt Geldsummen in Sachsen ein, wirbt Truppen an und erschöpft hierdurch das Land, welches er für gut befunden hat, zum Schauplatz des Kriegs zu machen.

Der kaiserliche Hof führt hierüber die heftigste Klage. Er giebt den König und zwar mit Recht für den Aggressor aus. Das oberste Haupt des Reichs und der Reichshofrath bezeugen ihm mit der äußersten Härte, stellen Unterhandlungen sowol auf dem Reichstag, als auf den Kreistagen und an den fürstlichen Höfen an, und überall erhalten sie ihren Decreten gemässe Entschlüsse. Calvinist, Lutheraner, Catholik, alles vereinigt sich wider ihm. Selbst seine Anverwandten haben nicht das Herz ihre Stimmen zu verweigern.

Was seit der Zeit vorgefallen, ist schon so oft gesagt worden, und jederman so sehr bekannt.

Daß

daß es hier nicht noch einmal wiederholen mag. Nur der jetzt gemeldete Zusammenhang der Begebenheiten verdiente eine Wiederholung, diejenigen zum Nachdenken zu bringen, die auf der einen Seite wider die Vergrößerungsbegierde des Königs von Preußen, und auf der andern Seite wider die Untreue der Kaiserin Königin die Ohren des Publici beynabe taub geschrieben haben.

* * * * *

Fünftes Capitel.

Von dem Seekrieg zwischen England und Frankreich.

Dieser Krieg entstand, wie die ganze Welt weiß, wegen den streitigen Grenzen von Acadien i. Nordamerica. Dieses Land, welches auch unter dem Namen Neuschottland Gaspasten u. s. f. bekannt ist, war eine geraume Zeitlang bald von den Franzosen, bald von den Engländern besessen worden, bis endlich der Utrechtsche Vertrag die großbritannische Nation zur völligen Meisterin davon machte und dieses auf eine so feyerliche Weise, daß die Franzosen auf dieses Gebiete niemals den mindesten Anspruch mehr machen konnten. Diese Provinz würde sie nebst Cap Breton fürchtbarer und mächtiger gemacht haben, als alle übrige Etablissements in diesem Lande. Sie würden sich hierdurch des allgemeinen Fischfangs, des

gänzlichen Pelzwerkhandels und alles zum Seewesen nöthigen Bauholzes bemächtigt haben. In dem Fischhandel hatte es Frankreich bereits so weit gebracht, daß es auf den Küsten von Terra Nova jährlich mehr als 500 Schiffe gebrauchte. Es versah sich daselbst nicht allein selbst mit allen Arten von Fischen, die es sonst aus England zog, sondern es brachte deren auch sehr viele nach Spanien, Portugall und Italien, welches dem englischen Fischfang einen großen Abbruch that. Es besitzt das beste Salz und dieses Haufenweise. Seine Schiffe brauchten also keine Zeit mit der Einladung zu verlieren, da die Englische diese Waren erst zu Rochelle, Oleran, St. Martin u. s. f. holen mußten.

Frankreich hatte nichts versäumt, seinen Fischhandel immer blühender zu machen. Anfanglich bat es um die Erlaubnis, gegen Erlegung von 5 pro Cent auf den Küsten von Terra Nova zu fischen; aber es fand bald das Geheimnis, sich von dieser Abgabe los zu machen. Durch den Utrechter Frieden erhielt es den Fischfang auf Cap Breton, der hundertmal reicher ist, als der von Terra Nova, der damals gleichsam ganz erschöpft war. Es hatte noch über dieses damals das Recht erhalten, allda den Fisch zu bereiten, für die Fischer Wohnungen zu bauen, und während der ganzen Fischfangszeit Hütten zu haben. Es hatte zwar Placentia und einige andre Orte an England abgetreten, aber es war so vorsichtig gewesen, die besten für sich zu behalten,

halten, welches ihm den mehr Freyheit gab, als den Engländern, die ihren Fisch auf dem Gebiet der Franzosen nicht zubereiten konnten.

Die Anzahl der französischen Kriegsschiffe vermehrte sich seit dieser Zeit, so wie die Anzahl der zum Fischfang bestimmten Schiffe zunahm, welche letztern die Pflanzschule ihrer versuchtesten Matrosen wurden.

Die Stadt Bourdeaux hatte 1710 zu ihrem amerikanischen Handel ohngefähr 30 Schiffe und kurz vor dem jetzigen Kriege schickte sie deren über 300 dahin. Seit eben dieser Zeit ist der Zuckerhandel, der sich jährlich nur auf 30000 englische Faß erstreckte, bis auf 1200000 gestiegen, wovon sie zwey Drittheil an die Spanier, Holländer und Hamburger verkauften; der Engländer hatte diesen Theil nur auf 22000 Faß vermehret, wovon er wenig ausführen lassen konnte, da er doch sonst die Fremden und Frankreich selbst damit versah.

Der Handel mit Pelzwerk, welches Frankreich aus Canada zog, belief sich auf 130000 Pf. Sterling, da England aus allen seinen nördlichen Colonien nur etwa für 50000 Pf. Sterling empfing.

Frankreich bekam alle Jahr zwey bis drey Millionen Sterlinge Remisen, für Zucker, Indig, Caffee, Ingwer, Pelzwerk, Castorhüte, Stockfisch und andre amerikanische Waaren: es zog auch noch aus Großbritannien und Irland bey eine Million, theils an Wolle, theils an baa-
rem

rem Gelde für caraisische Leinwand, Thee, Weine, gebrannte Wasser u. s. f.

Aus diesen wenigen Zügen kann man sehen, daß dieser einträgliche Theil von Nordamerika schon eine Balgerey werth war. Aber das setzt den größten Theil der Welt billig in Verwunderung, daß diese Balgerey anfänglich so erbärmlich schlecht für die Engländer ausgefallen ist, die bey allem ihren ungeheuren Aufwand, bey ihren fast unzähllichen Flotten bey nahe zum Gelächter bey ihren Feinden und Freunden geworden wären.

Es hat Leute gegeben, die die Ursache davon in dem übeln Betragen des damaligen englischen Ministerii zu finden glaubten; und die Wahrheit zu sagen, haben sie ihren Satz mit Begebeheiten bestätigt, die so ziemlich erleuchtend sind.

Als der Krieg in America angieng, war der General Braddock mit englischen Truppen nach Amerika geschickt worden. Seine Niederlage, die von seinem Tod begleitet wurde, ist bekannt. Der Minister, der den Plan zu dieser Unternehmung gemacht hatte, hatte ihn so ungeschickt gemacht, daß man ihm nicht einmal einen andern General an die Seite gesetzt hatte, im Fall dem Braddock etwas menschliches widerfahren sollte. Als das letztere wirklich erfolgt, wurde das Kommando der Truppen dem General Shirley aufgetragen. Dieser wackere Mann war bey der Rechtsgelahrtheit erzogen und in ihrer Ausübung alt geworden; durch unerwartete Zufälle erhielt er zuletzt das Gouvernement

ment von einer Provinz in Neuengland. Er war niemals bey einer Belagerung oder Schlacht zugegen gewesen, und seine kriegerischen Fähigkeiten versprachen einen sehr mittelmäßigen Erfolg in Besorgung der militärischen Angelegenheiten. Nichts destoweniger wählte ihn der englische Minister, die Armeen des Königs in Amerika zu Commandiren, und legte ihm eben den Gehalt zu, wie ehemals dem Herzog von Marlboroug. Ueberdies war Herr Schirley zu Paris, wo er sich eine lange Zeit als Commissär zur Festsetzung der Grenzen von Neuschottland aufgehalten hatte, so gut als zu London bekannt, so daß das französische Ministerium, welches seine Fähigkeiten vollkommen kannte, wenig Gefahr von ihm befürchten durfte. Die Pariser waren in der That von der Ernennung dieses Mannes zum obersten Befehlshaber so eingenommen, daß das erste Compliment, welches sich die Personen die ihn gekannt hatten, machen, dieses war: „Was denken sie davon, mein Herr, der englische Minister hat unsern guten Freund, Herrn Schirley zum General der königlichen Armeen in Amerika ernannt.“

Seiner Bestimmung zu dem obersten Kommando zu folgen, reiste Schirley nach Albanien, wo er, nachdem er lange Zeit dem berühmten Fabius und Zauderer gleich zu kommen gesucht hatte, endlich mit dergleichen Bedachtsamkeit, so daß er endlich alle Schritte zählte, seinen Marsch nach der See Ontario antrat. Weil
er

er auch so noch zu zeitig angelanget war, und er sah, daß nichts gegen den Feind zu thun war, so marschirte er eben so bedächtig wieder zurück, indem er keinen Widerstand vor sich fand, den er nicht glücklich überwunden hätte. Dies war der Anfang und das Ende des berühmten Feldzugs des Generals Schirley.

Das folgende Jahr giengen erst im April die Transportschiffe mit einigen Regimentern nach Amerika ab, da es schon viel zu spät war, als daß sie daselbst einigen Nutzen hätten stiften können, und immer wurde noch an keinen Befehlshaber gedacht. Endlich wurde innerhalb zwey Monaten auf den Hrn. Schirley, Herr Webb, auf dem Hrn. Webb, der General Abercrombie, und endlich Lord Loudon dahin geschickt. Durch ein so fluges und feines Betragen erfüllte der Minister wirklich die Schrift, wenn sie sagt: die ersten sollen die letzten und die letzten die Ersten seyn. Denn natürlicher Weise hätte Lord Loudon voraus, und Webb und Abercrombie, ihm nachreisen, und so, wie sie unter ihm im Kommando stunden, in ihre Plätze eintreten sollen.

Ausser diesen schönen Anstalten bey Abschiebung des vornehmsten Generals verdienet noch angemerkt zu werden, daß die niedern Officiers von Lord Loudons Regiment, nebst den Waffen, Ammunition und andern Kriegsvorräthen, den 12. Junii noch nicht zu Porthsmuth eingeschiffet waren. Ganz besonders weise war endlich der Einfall des Ministers, da er die Lavetten

ten von allen Kanonen auf das eine Schif, die Kanonen selbst auf ein Anders, die Kugeln auf ein drittes und das Pulver auf ein viertes bringen ließ. Durch diesen so fein ausgedachten Anschlag verhielt sich die Gefahr eines fruchtlosen Erfolgs der ganzen Unternehmung wie viere gegen eins. Denn der Verlust eines einzigen Schiffs mußte nothwendig die ganze Unternehmung fruchtlos machen.

Hierzu kann man noch nehmen, daß man von den Holländern 500 Fässer Schießpulver kaufte, und zwar um listiger Weise dem Feinde zuvorzukommen, mit so vieler Eifertigkeit, daß man es nicht einmal vorher probirte. Also fand sich, wie es zur Probe kam, daß das Pulver so viel Wirkung that, als Sägespäne.

Die öffentlichen Schriftsteller in England machten sich damals über die Widersprüche ungemein lustig, wie sie in den Tractaten mit Rußland, Preußen, Hessen u. s. f. zu finden glaubten. Ich übergehe sie, weil ihr Spott gewiß übertrieben ist, und ohne Rücksicht auf die verschiedene Umstände der Zeit geäußert worden. Ich will nur noch des für England so empfindlichen Verlusts von Minorca gedenken, wobey die augenscheinlichsten Fehler von Seiten des Ministerii vorgegangen sind. Zu Anfang des Janners 1757 waren alle Zeitungen voll von den gewaltigen Zurüstungen der Franzosen zu Toulon. Es war bekannt, daß es damit auf Minorca abgesehen sey, und selbst kein Franzose

ver

verhelete solches; dem ohngeachtet machte man in England auch nicht die mindeste Anstalt diese Insel zu vertheidigen, ohnerachtet der tapfere Commendant zu St. Philip einmal wie das andere um Verstärkung anhielt.

In der letzten Relation, die dieser brave Mann abschickte, drückte er sich so aus: „Ich habe oft bey dem Minister um Verstärkung Ansuchung gethan. Ich habe eben so oft das Versprechen erhalten, daß mir dieselbe zugeschickt werden sollte, mich aber allemal in meiner Hoffnung betrogen gesehen. Ich stelle mir vor, daß sich dieses mit meinem Untergang endigen wird, und daß ich ein Opfer ihrer Nachlässigkeit seyn werde. Dem sey wie ihm wolle, sollte mir auch mein Leben um ein oder zwey Jahr verkürzt werden, so wird mich solches desto geschwinder in den Besitz desjenigen setzen, was ich euch verlassen werde, und welches ich mich glücklich zu genieffen wünsche.“

Während nun, das ganz Europa diese Nachlässigkeit mit Erstaunen ansah und jedes Britisches Herz zum Voraus für Warten der Dinge zitterte, die da nothwendig kommen mußten, so waren die Minister auf eine rühmliche Art damit beschäftigt, Betten anzustellen, daß zu Toulon weder eine Flotte, noch Seeleute, eine Flotte auszurüsten, vorhanden wären, und wenn auch eine Flotte vorhanden seyn sollte, sie doch nicht vor Mahon bestimmte wäre.

Inzwischen lag die englische Flotte vollkom-

men

men mit Volk besetzt und zum Auslaufen ausgerüstet, siegprangend zu Spithead vor Anker und das Haupt von der Admiralität, das als Admiral besoldet wird, hatte Urlaub, sich mit einem jährlichen Gehalt von tausend Pfunden anderwärts aufzuhalten.

Endlich nachdem ein Monat unter der Sorglosigkeit der Minister verlaufen war! so ließ der Admiral Byng den 25ten April mit 10 Schiffen von der Linie von Spithead aus, nach der mittländischen See zu. Während dieser vier Monate von Nachlässigkeit war Galissoniere mit zwölf Schiffen von der Linie und fünf Fregatten nebst 15000 Mann Landtruppen von Toulon unter Segel gegangen und den 1sten April, acht Tage vorher, ehe die englische Flotte vor Spithead die Anker lichtete, und fast sechs Wochen, ehe sie vor Mahon ankam, auf der Insel Minorca gelandet.

So sehr nun auch der Nachtheil dieses Verzugs jederman in die Augen fiel, so war es doch nicht ganz unmöglich, ihn zu ersetzen. Waren gleich die französischen Truppen ans Land gesetzt, so war doch die Citadelle noch nicht übergangen, und die bekannte Tapferkeit des Commendanten ließ mit Recht hoffen, daß er die letzten Augenblicke seines Lebens nicht durch eine schändliche Uebergabe der Festung bes Flecken würde. Dem ohnerachtet wurde von den Ministern zerversichtlicher Weise behauptet, des la Galissoniere Flotte bestünde blos in acht Schiffen von der Li-

S

nie,

nie, und der Admiral Byng würde sie mit leichter Mühe aus diesem Gewässer wegblasen.

Der Fehler, welcher durch Unterlassung der Absendung einer Verstärkung war begangen und hernach durch Abschickung einer unzulänglichen Anzahl Schiffe unter dem Admiral Byng vergrößert worden, wurde immer durch die Verabsäumung ihm eine Verstärkung nachzuschicken unterhalten.

Endlich nach einer langen Verweilung wegen widrigen Windes kam der Admiral Byng den 28sten May im Gesichte von Minorca und der feindlichen Flotte an. Er griff die französische Escadre an, und zog sich, da er auf seinem eigenen und verschiedenen andern Schiffen noch keinen Mann verloren hatte, zurück, ohne daß er die Besatzung von Mahon zu entsetzen versucht hätte, dieweil dem Schiffe der Unerbrockene, die Vorbramstenge war weggeschossen worden.

Byng mußte endlich die Schuld dieser ganzen fehlgeschlagenen Unternehmung tragen und als ein Sühnopfer für die Ungeschicklichkeit des Ministerii dem Unwillen des Volks geopfert werden.

Endlich wurden der brittischen Nation die Augen geöffnet; sie sahen, in wie ungeschickten Händen das Ruder der öffentlichen Angelegenheiten war und kurz, es wurde ein neues Ministerium angeordnet, an deren Spitze sich Herr Pitt, ein Mann von außerordentlichen Gaben und Schicksalen, zeigte. Die Ehre der englän-

dischen

dischen Seemacht fieng unter dem neuen Ministerio wiederum an aufzukeimen und zu blühen, und der Ausgang muß es lehren, ob die Früchte der Erwartung des Publici gemäs seyn werden.

Ehe ich dieses Capitel schliesse, kann ich einen Umstand nicht unberührt lassen, der bey diesem Seekriege eine Zeitlang zu vielen Urtheilen und Hofnungen Gelegenheit gab. Es waren dieser die bekantten Boote mit flachen Boden, die die man in Frankreich erfunden, dem engländischen Volke nun auf einmal das Baraus damit zu machen. Ihr erhabner Erfinder war der Herr Berryer, ein kleiner Policcy lieutenant, dessen äufferste Grenzen seiner Gewalt viele Jahre lang nicht weiter gereicht waren, als daß er einige arme Mädchen ins Zuchthaus geschickt hatte. Dieser wichtige Mann that auf einmal einen gewaltigen Schritt und wurde Superintendent über das Seewesen, und zwar auf Befehl der Madame Pompadour.

Die französische Nation machte sich von der aufferordentlichen und weitläufigen Geschicklichkeit in dem Seewesen; der Schiffarth, der Handlung und sogar in der Führung der Schiffsrüstungen die ausschweifendsten Begriffe. Aber die großen Bemühungen dieses neuen Projectenmachers schrumpften endlich insgesammt auf die Boote mit flachen Boden ein. Von dieser Erfindung zog Frankreich keinen andern Nutzen, als daß unermessliche Summen aufgewandt wurden und daß sie ihrem Urheber den Zunam-

men Berryer mit dem flachen Boden
verschafften.

Es ist dieses eben der Herr Berryer, welcher
wenige Jahre vorher eine neue Ausgabe von den
Traumgesichten des Qunredo an das Licht
gestellt hatte. Spötter, woran es in Frank-
reich niemals fehlet, gaben bey dieser Gelegen-
heit vor, es wäre ein zweyter Druck von bes-
sagtem Werke unter der Presse, welcher mit
nächsten zu Vorschein kommen würde. Es
würde diese Ausgabe durch den Zusatz eines neu-
en Traumgesichts von den Booten mit flachem
Boden noch merkwürdiger werden.

* * * * *

Sechstes Capitel.

Von dem Kriege zwischen den Franzosen und Allirten in Deutschland.

Die französische Armee, welche zu Anfang
des März 1757 den deutschen Boden
betrat und 100000 Mann stark war,
führte den Namen la Dauphine, weil sie
Sachsen vertheidigen sollte; ob sie gleich ih-
rem Namen wenig Ehre machte. Der Mar-
schall, Graf von Eccees, commandirte die
Hauptarmee, eine andere Armee wurde von
dem Prinzen von Soubise angeführet.

Ein gewisser Briesteller hat uns einen sehr
gehäßigen Begriff von dem Prinzen von Sou-
bise gemacht, den ich hier nicht wiederholen will.

Seine

Seine Verdienste gegen die Pompadour waren inzwischen hinlänglich, ihm den wichtigen Posten eines Befehlshabers zu verschaffen. Denn als der König von der verruchten Hand des Damien verwundet wurde, sahe sich die Maitresse des Königs sogleich von jederman verlassen, so, daß sie auch im Begriff war, Frankreich zu verlassen. Nur allein der Prinz von Soubise hatte das Herz, in diesem bedenklichen Zeitpunkt bey ihr zu bleiben, und sie von seiner Ergebenheit und Ehrfurcht zu versichern. Er überredete sie zu bleiben, tröstete sie in ihrem Bekümmerniß, munterte sie durch gute Hofnung auf, und nahm solche Maasregeln, die allem Nachtheil ihrer Person vorbeugen konnten. Die Pompadour konnte gegen so große Verdienste unmöglich unerkennlich seyn. Der Prinz von Soubise besitzt alle wesentliche Eigenschaften eines rechten Hofmanns. Er ist brav, witzig, galant, dierstfertig, und dasjenige, was man einen schönen Spieler nennet. Allein die Begierde, ein Kriegsheer anzuführen, war seine Haupteigenschaft. Der König, der die Fähigkeiten des Prinzen kannte, gab nach seiner Genesung dem Ansuchen seiner Beherrscherinn nur langsam und mit vielem Widerwillen nach.

Mit dem Anfang des Julius 1757 wurde der Marschall von Erees nach Frankreich berufen und der Herzog von Richelieu an seine Stelle geschickt. Die ganze Welt erstaunte hierüber, weil man wuste, daß der erstere einer der größten

sten Generals in Frankreich ist, und der Erwartung von ihm bisher ein vollkommenes Gnüge geleistet hatte. Es hies zwar, der Marschall wolle, seine Gesundheit abzuwarten, ins Achnen Bad gehen, es wurde ihm zwar vorgestellet, das Commando wechselsweise mit dem Herzog einen Tag um den andern zuführen; allein das erste verstand die Welt und das letzte der Marschall zu gut, als daß einer von beyden sich dadurch hätte hintergehen lassen.

Die Ursach dieser Zurückberufung ist indes- sen nirgends anders als in derjenigen Person zu suchen, die die Schicksale Frankreichs bisher auf eine so unumschränkte Art beherrscher hat. Die Marschallin von Erees hatte sich mit der Pompadour veruneiniget, und dafür wurde sie sogleich vom Hof auf ihre Güter verbannet. Doch mit diesem Triumph war die Siegerinn noch nicht zufrieden, sie verwickelte in ihre rachs- gierigen Anschläge auch deren Gemahl, den Mar- schall von Erees, und die Folge davon war, daß er mitten in dem Lauf des Sieges gleich nach der Schlacht bey Zastenbeck zurückbe- rufen wurde. Als er nach Versailles kam, konnte der König seinen Verdiensten nicht füglich eine gnädige Aufnahme versagen. Gleichwol gab er dem Marschall zu verstehen, er würde es gerne sehen, wenn er die Pompadour sprechen würde. Der Marschall war gehorsam, und wartete ihr auf. Sie hatte bey dieser Gelegenheit auf ih- rem Gesicht das sanftmütigste Wesen der Gna-
de

de nebst aller Falschheit angenommen, die ihr zu Befehle stand. Er machte ihr eine eheerbietige Vorbeugung und redete sie folgender Gestalt an: „Ich komme auf Befehl des Königs meines Herrn, Ihnen meine Ehrerbietung zu bezeugen. Ich kenne die Beschaffenheit Ihrer Gesinnungen gegen mich vollkommen: ich verlasse mich aber auf des Königs Gerechtigkeit zu sehr, als daß ich mich vor solchen fürchten sollte.“ Mit diesen Worten gieng er weg ohne ihre Antwort zu erwarten.

Der Herzog von Richelieu, durch den die Stelle des Marshalls von Brees ersetzt wurde, verlor alles wieder, was der erste genommen hatte. Zwar hasset die Pompadour im Grunde ihres Herzens den Herzog, weil er sich jederzeit eine Ehre daraus machte, sie vollkommen zu verachten, und überdies, als Kammerherr des Königs, einen sehr großen Theil an dessen Gnade hatte. Gleichwol verursachte die Betrachtung, daß sie einander große Dienste und Schaden zu thun vermögend wären, daß sie beiderseits den Schein der Freundschaft gegen einander behielten. Die Marquise erhielt von dem Herzog zur Dankbarkeit nach seiner Beförderung noch eine andre Vergeltung, und diese bestand darin, daß er dem Handel durch die Finger sah, den sie bey Ernennung der Fouragelieferer, Oberauffseher bey den Lazarethen, Marketen der u. s. f. trieb, welche Bestellungen den Meistbietenden gegeben wurden.

Die unglückliche Schlacht bey Rosbach die die Ehre der französischen Nation auf eine unauslöschliche Art besudelte, war Ursach, daß Prinz von Soubise zurück berufen wurde, und nicht lange nach ihm auch der Herzog von Richelieu. Der erste wurde bey seiner Rückkunft von diesem glorreichen Feldzuge mit eben der Gürtigkeit von seinem Herrn empfangen, womit ein mit Lorbeern geschmückter Graf von Sachsen, oder ein Turenne immer empfangen werden konnten. Der Fehler wurde auf die Truppen geschoben, welche ihre Schuldigkeit nicht gethan hätten; und der Prinz von Soubise wurde mit in den geheimen Rath gezogen. Hier gab man ihm zu verstehen, wie unanständig es ihm sey, wenn er seinen Ruhm noch einmal gegen den König von Preußen wagen wollte. Man wollte seine glänzenden Verdienste zur Eroberung Englands gebrauchen. Dieses Unternehmen würde ihm weit mehr Ehre bringen, als wenn er sich mit einem elenden Marggrafen von Brandenburg herum schlug.

Was den Herzog von Richelieu betrifft, so hatte er von seinen Thaten wenigstens den Vortheil, daß er seinen Beutel in dem Kriegszuge wider Hannover vortreflich gespickt hatte. Dies war in Paris zu bekannt, als daß man nicht Gelegenheit zu Spöttereyen daher hätte nehmen sollen. Denn als der Herzog nach seiner Rückkunft in einem höchstprächtigen Kleide bey Hofe erschien und der König die reiche Stickerey daran

Daran bewunderte, antwortete einer von den Hofleuten: Sire, es ist nur deutsches Gold. Ingleichen hatte er nahe an seinen Palast einen kostbaren Pavillon gebauet, welchen er den Namen den Pavillon von Mahon gegeben hatte; allein die Pariser nennen ihn nur den Pavillon von Hannover.

Der Graf von Clermont, der diesen Held in dem Commando ablösete, war Abt zu Saint Germain des Prez mit einem Einkommen von etwa 100000 Thalern. Weil er nun fand, daß seine jährliche Ausgaben seine Einnahmen doppelt überstiegen, und er auch sahe, wie sehr der Herzog von Richelieu seine Oekonomie in Deutschland verbessert hatte; so wurde er begierig, sich das Commando der französischen Truppen in Deutschland zu verschaffen. Die knechtische Art deren er sich bedienete, die Pompadour zu gewinnen, war hinlänglich seine Wünsche zu befriedigen. Der verdiente Herzog von Bellisle, der die Fähigkeiten dieses Benedictiners vollkommen kannte, setzte sich auf das heftigste darwider, weil er aber zum Unglück weiter nichts als die Vernunft auf seiner Seite hatte, so waren seine Vorstellungen vergebens. Kurz der Abt von Saint Germain gieng hurtig nach Deutschland ab, und brachte mit eben der Hurtigkeit das Kriegsheer aus Hannover zurück; ob er gleich seiner Geschwindigkeit ohnerachtet, vom Herzog Ferdinand eingeholet, und bey Crevelt geschlagen wurde.

Die untern Befehlshaber und gemeinen Soldaten haben in dieser berühmten Schlacht, dem eigenen Geständnis ihrer Feinde nach, alles gethan, was man von der Tapferkeit verlangen kann. Und wer weiß ob den Allirten der Sieg so leicht geworden wäre, wenn der würdige geistliche Held während der Schlacht etwas mehr gethan, als seine Bouteille mit der größten Zufriedenheit getruafen hätte. Auf dem linken Flügel, den der Graf von Saint Germain commandirte, war das Gefecht am hitzigsten, besonders kam der Graf von Bisfors, ein Sohn des würdigen Herzogs von Belleisle, mit den Carabiniers sehr ins Gedränge, woben er auch getödtet wurde. Als dem Grafen von Clermont, der eben bey der Tafel saß, die Gefahr der Carabiniers gemeldet wurde, sagte er anstatt ihnen Verstärkung zu schicken, weiter nichts, als: „nun wollen wir doch sehen, wie sich das Schächchen des Premierministers aus dieser Patzche heraus helfen wird.“ Jeder wird hierin leicht Züge der Nachbegierde gegen den Herzog entdecken, der ihm bey seiner Beförderung zum Commando so hinderlich gewesen war. Nachdem nun der Benedictiner das französische Kriegsheer bis an die Grenzen von Frankreich, so gut als ihm möglich gewesen war, zurückgeführt hatte, so gieng er den Weg seiner Vorgänger, wurde nach Paris zurück berufen und erndtet daselbst die Früchte seines Ruhms ruhig ein.

Niemand konnte begreifen, warum der Marquis

quis von Contades die Ehre hatte, den ehrlichen Geistlichen in der obersten Befehlshaberstelle ablösen. Allein die Pompadour wollte es, das war genug. Als er durch ihre Vermittelung zum kommandirenden Feldherrn ernannt worden, fuhr er nach Versailles, sich zu den Füßen der Marquisin zu werfen, und den zweiten Besuch bekam erst der König, der ihm doch diese augenscheinliche Unvorsichtigkeit im geringsten nicht übel nahm.

Wohl niemals hat ein Feldherr so vielen vorläufigen Lärm von seinen künftigen Siegen gemacht, als dieser Marquis den Winter über vor seiner Abreise zur Armee in Paris verursthete. Er gab die stärksten Versicherungen daß er Sr. großbritannischen Maj. alle ihre Herrschaften auf dem festen Lande abnehmen wollte. Selbst das Frauenzimmer ersuchte ihn, er möchte ihnen doch einige Stücke von dem hannöverschen Kopfsputze, als etwas Sonderbares überschieken. Doch das Unglück wollte, daß er an deren statt ungesähr 20000 Hüte, die à la mode de France aufgestukt waren, bey Minden auf dem Schlachtfelde lassen sollte.

Das schlechte Glück aller dieser Feldherrn gab den Spöttern zu Paris reichen Stof ihren Wiß auf Kosten der Ehre Frankreichs zu üben. Hier ist ein Beyspiel davon:

Bateaux plats à vendre,
Soldats à louer;

Ministres

Ministres à pendre,
Généraux à rouer.

O France! le sexe femelle
Fit toûjours ton grand destin!
Ton bonheur vint d' une Pucelle,
Ton malheur vint d' une Catin.

Hier sind platte Schiffe zu Kauf,
Soldaten in Pacht zu bestehn,
Minister zum Strange vollauf,
Heerführer zum Richtplatz zu gehn.

O Frankreich, kam dein Geschick
Doch immer von Weibern noch her!
Ein Mädchen war ehemals dein Glück,
Ein Rätchen macht izt dein Beschwer.

Ich habe hier einige Züge von den Gemälden der fünf ersten Feldherrn Frankreichs in Deutschland angebracht so wie sie uns von einem Schriftsteller geschildert worden, dessen Werk auf die Ewigkeit zu kommen verdienet. Durch die Bekanntmachung solcher Umstände wird man in den Stand gesetzt, Dinge einzusehen, die ohne ihnen ein Geheimnis bleiben, und der Nachwelt zur Aufklärung der Geschichte unsrer Zeiten unentbehrlich nöthig sind. Man setze dabey die Betrachtung fort, die ich zu Anfang des dritten Capitels angefangen habe, so wird man noch einen Nutzen haben, der diesem so ziemlich die Waage halten wird. Sieben

Siebentes Capitel.

Von dem Kriege zwischen Preussen und Oesterreich.

Vor einigen Jahren kam einer von den stolzen Engländern, die man in England Olde Britons nennet, auf seiner Reise nach Berlin und hatte daselbst die Ehre, einige Augenblicke mit Sr. Majestät zu sprechen. Der König, der durch Neigung und Gewohnheit für den Despotismus äusserst eingenommen ist, tadelte die brittannischen Geseze, die dem Unterthan das Recht geben, wider seinen Oberherrn zu streiten. Der Engländer aber suchte die Gewohnheit seines Landes zu vertheidigen. O! versetzte der König, indem er ihn unterbrach, wenn ich nur ein Jahr König von England wäre, so ---- Aber, Sire, unterbrach ihn der Britte, mit Ihren Grundsätzen würden Sie es nicht einen einzigen Tag bleiben.

Der Engländer kann Recht haben. Allein eben dieser Despotismus ist es doch, der das Glück und den Glanz der preussischen Staaten gemacht hat. Ohne die militärische Regierungsart, die seit etlichen Regierungen daselbst eingeführet ist, würde das Haus Brandenburg gewis noch jetzt eben so unvermögend seyn, als es unter den schwächsten Churfürsten jemals gewesen.

Friedrich Wilhelm war der erste Churfürst, der ein Heer in seinen Diensten in gehörigen Mannszucht unterhielt. Allein es war noch nach
Der

der damaligen Art bewafnet und geübt, und die Reuterey führete oft grob Geschütz mit sich. Im Jahr 1672 hatte der Churfürst 23562 Mann; er vermehrte sie aber bis auf 26000. Bis 1676 wurden die Truppen schlecht bezahlt und gehalten; in diesem Jahre aber ward die Accise eingeführt und zur Kriegskasse geschlagen. Die Reuterey hatte damals noch die völlige alte Rüstung. Sie konnte fast nicht in Ordnung gehalten werden, weil sich jeder Cavallerist selbst mit Pferd, Kleidern und Waffen versah.

Unter Friedrich dem ersten Könige von Preussen, wurden die Truppen bald vermehrt, bald abgedankt, bald wieder vermehrt; je nachdem die fremden Hülfsgelder ansehnlich oder gering waren. Bey seinem Tode 1713 bestand die ganze Armee ohngefähr aus 30000 Mann. Zu Anfange dieses Jahrhunderts wurden die Piketen abgeschafft, worauf man bisher so viel gehalten hatte, und an deren statt die spanischen Reuter gebraucht. Man führte statt der Musketen nunmehr auch die Flinten ein, weil die Luntten oft vom Regen ausgelöscht wurden. Unter der Regierung dieses Königs wurde die Kriegszucht der Truppen immer besser, denn sie wurden in den italiänischen und flandrischen Feldzügen immer geübter.

Der Marggraf Philip, Großmeister der Artillerie war der erste, der große Leute zu Soldaten suchte. Die Grenadier seines Regiments hatten eine mehr als gewöhnliche Länge. Der Fürst

Fürst von Anhalt folgte seinem Beyspiel und der Kronprinz ahmete ihm auch nach, und man fieng nunmehr an nur große und starke Leute in Dienst zu nehmen. Die Infanterie war auf ihren Märschen entsetzlich bepackt. Auffer ihrem Gewehr und Mantel, mußten sie noch ihr Gezelt, ihren Kengel nebst den spanischen Heutern tragen.

Der Fürst von Anhalt lernete in den Feldzügen sowol im Reich, als in Italien und Flandern das Kriegshandwerk gründlich. Er lies die Truppen eine genaue Mannszucht beobachten und hielt ungemein scharf über die Subordination, worin die ganze Stärke der Armee besteht. Allein seine Aufmerksamkeit erstreckte sich blos auf das Fußvolk und die Reuterey wurde verabsäumet.

König Friedrich Wilhelm vermehrte bey Antritt seiner Regierung den Sold der Soldaten, indem er ihn monatlich auf 2 Rthlr. setzte, da sie bisher nur anderhalb bekommen hatten. Er vermehrte seine Truppen ansehnlich und vertauschte einsmals zwölf Gefässe von japanischen Porcellan gegen ein Dragonerregiment; welches der König von Polen abdanken wollte. Der Oberste Wenssen bekam es, und man nannte es nachher nur das Porcellanregiment. Nach allen Vermehrungen war die Armee 1740 72000 Mann stark.

Der Fürst von Anhalt, der die Kriegskunst wie ein Handwerk erlernt hatte, bemerkte, daß man von den Flinten nicht allen Nutzen hatte,
den

den man daraus ziehen konnte. Er erfand daher die eisernen Ladestöcke und brachte den Soldaten eine unglaubliche Geschwindigkeit bey. Seit 1733 feuerte das erste Glied mit aufgepflanzten Bajonnetten.

Gegen 1730 gieng die Liebe zu großen Soldaten so weit, daß es die Nachwelt kaum glauben wird. Der gewöhnliche Preis eines Kerls von 5 bis 10 Zoll rheinländischen Waasses war 700. Einer von 6 Fuß wurde mit 1000 Rthlr. bezahlt und so stieg der Preis mit jedem Zoll der Länge. Der Kleinste in der ganzen Armee hatte 5 Fuß 6 Zoll.

Die Reuterey bestand ebenfalls aus großen Leuten, die auf ungeheuren Pferden ritten. Es waren Colossen auf Elephanten, die weder Uebungen machen noch streiten konnten. Sie waren nicht Meister von ihren Pferden, und ihre Officiere hatten keine Begriffe von dem Kriegsdienste.

Zu Anfang der Regierung Friedrich Wilhelms war man auf die Ordnung der Regimenter und auf die Mannsucht bedacht gewesen. Man ward bald damit fertig und nunmehr sieng man an auf Nebendinge zu denken. Der Soldat lakirte seine Flinte, seine Parrontasche und seine Scheide; der Reuter seinen Zaum, seinen Sattel und sogar seine Stiefeln. Die Mähnen der Pferde waren mit Bändern geflochten und endlich artete die nützliche Keintlichkeit in einen lächerlichen Misbrauch aus. Hätte der Friede länger

länger als bis 1740 gedauert, so würde man Mann und Pferd noch gewis geschminkt und mit Pfästerchen belegt haben.

Ohnerachtet allen Misbrauche war das Fußvolf gut. Allein die Reuterey war gänzlich vernachlässiget. Der König hielt nicht viel von ihr und der Fürst von Anhalt hatte ähnliche Vorurtheile.

So sahe es ohngefähr mit dem Soldatenwesen in den brandenburgischen Staaten bis 1740 aus. Es ist bekannt, was Se. Majestät für Veränderungen mit demselben vorgenommen und wie sie vermittelst dieser Veränderungen alle mögliche Vortheile von demselben gezogen haben. Die große Grenadiergarde ward abgedankt, eine neue Garde du Corps zu Pferd aufgerichtet und in den ersten Wochen der Regierung des Königs ward die Armee mit 10000 Mann vermehret.

Zu Ende des Feldzugs 1742 bestand die Preussische Kriegsmacht aus 53 Regimentern und 100 Battaillons, zusammen aus 75894 Mann zu Fuß. Die Cavallerie bestand aus 61 Escadrons Reutern, 70 Escadrons Dragonern 24 Escadrons Husaren, zusammen aus 25278 Mann, folglich die ganze Armee aus 101172 Mann. Diese Macht kostete monatlich zu verpflegen 545120 Rthlr. jährlich aber 6541440 Rthlr.

Nach dem zweyten schlesischen Krieg zu Anfang des 1746 Jahres belief sich die preussische

Armee zusammen auf 143759 Mann, nämlich aus 84660 Mann zu Fuß, 13 Regimentern Dragonern, 13 Regimentern Kürassiers und 8 Regimentern Husaren.

So wurde die Armee fast mit jedem Jahr zahlreicher gemacht und die Kriege des Königs gaben ihm Gelegenheit die Fehler in den Uebungen zu entdecken und zu verbessern; bis er es darinn auf den Grad der Vollkommenheit gebracht hat, daß derjenige, den man noch vor zwanzig Jahren mit sechs Regimentern aus Schlessien jagen zu können hoste, nunmehr dem halben wider ihn verbundenen Europa die Spitze bieten kann.

Ich bin nicht willens eine zusammenhängende Geschichte dieses Kriegs zu schreiben. Ich will blos einige einzeln und abgesonderte Anmerkungen beybringen und Umstände erzählen, die zu weilen klein, aber dennoch lehrreich und interessant sind.

Im Jänner 1757 kam eine Schrift zum Vorschein, worinn der Verfasser beweisen wollte: daß das Königreich Böhmen dem Könige von Preußen gehörete. Er leitete dieses Recht aus den Zeiten der Prinzessin Margaretha her, die an den brandenburgischen Marggraf Johann 3 vermählet war. Man gab preussischer Seits vor, es sey solches eine Erfindung eines Uebelgesinnten, und lies die Schrift verbrennen.

Bey der Pragerschlacht hatte die österreichische

sche Armee eine solche vortheilhafte Stellung, daß sie auch glaube, sie könnte unmöglich angegriffen werden. Als daher die Preußen aufmarschirten, verboten der Prinz Carl und der Feldmarschall Broune der Armee ins Gewehr zu treten und der Cavallerie aufzusitzen; gaben aber dabey Ordre die Zelter abzubrechen und aufzupacken, und nichts als die Patronentaschen umzuhängen mit den Worten; „Sie wollten den Preußen blos zeigen, daß sie da stünden. Die Preußen mußten rasend und toll seyn, wann sie sich bey dieser Gelegenheit nur in die Gedanken kommen ließen, aufzumarschiren, und so sie es ja thäten so müßte Gott ein Wunder thun wenn von den Preußen eine Seele übrig bliebe.“ --- Und siehe, die Preußen waren so rasend und toll, und es blieb mehr denn eine Seele übrig, ohne daß sich Gott hätte die Mühe nehmen dürfen, ein Wunder zu thun.

Bey der bald hernach von den Preußen verlohrenen Schlacht bey Manian oder Collin, wurde die Schuld von ihnen auf die daselbst befindlichen ungeheuren Berge geschoben, ohnerachtet der Reichshofrath diese vorgegebenen Berge feyerlich für plattes Land erkläret hatte. In meiner Charte sind zwar um Manian herum lauter Berge verzeichnet, allein das ist kein Wunder, denn es ist eine ketzerische Charte, und hätten die preußischen Zeitungsschreiber nicht bald von ihren Bergen still geschwiegen, so wäre es ein leichtes gewesen, sie durch einen förmlichen Reichsschluß in ebene Fläche zu verwandeln. Wie viel

Krummes hat man nicht sonst schon in diesem Kriege gerade gemacht.

Als das französische Kriegsheer auf die preussischen Staaten los drang, wollten die dabey befindlichen Schweizerregimenter nicht wider die Preußen fechten und der Oberste Lochman widersetzte sich mit vieler Freymütigkeit. Wozu sind denn, fragte ihn der Prinz von Soubise, ganz ungehalten, die Schweizer nütze? Ihren Abzug zu decken, gnädiger Herr, antwortete der Oberste, wenn Sie sich erwan zurück ziehen sollten.

Nicht lange vor der berühmten Kosbacher Schlacht bekam der König bey seinem Uebergang über die Saale zwey unangenehme Nachrichten auf einmal. Die eine betraf den Einfall der Schweden in Pommern und die andre den Tod des Generals von Winterfeld. Wider die Menge meiner Feinde, sagte der König, werde ich Mittel finden, aber ich werde wenig Winterfelde wieder antreffen.

In dem Scharmügel bey Gotha wurden einige französische Proviantofficiers gefangen genommen, wovon zwey dem Könige folgendes Gedicht überreichten:

Deux François, Commis au Fourage,
 Vous le savez, sont Vos captifs,
 Et par Vos hufards trop actifs
 Ont essuié l' affreux pillage.

Ab!

Ah! plaise à Vôte Majesté
 De nous rendre la liberté,
 Certes, Grand Roi, pour Vôte Gloire,
 De tels caprijs sont des Zeros;
 Mais en signant leur Demissoire,
 Vous graverez dans leur Memoire,
 Qu' en tout FREDERIC est un Heros.

d. i. , Zween französische Jourageschreiber sind, wie Ew. Majestät wissen, dero Gefangene, und haben von ihren allzugeschäftigen Husaren eine erschreckliche Plünderung erlitten. Ach, möchte es Ew. Majestät gefallen, uns die Freyheit wieder zu geben. Gewiß, großer König; für dero Ruhm sind solche Gefangene nur Nullen; wenn sie aber ihre Erlassung unterzeichnen, so werden sie deren Andenken einprägen, daß Friedrich in allen ein Held ist. //

Dieses Gedicht brachte ihnen auch ihre Loslassung zuwege.

Nach der Schlacht bey Rosbach lies der Kaiser aus reichsväterlicher Huld an alle Stände und Höfe Ermahnungsschreiben ergehen, ja nicht in dem Eifer wider den König in Preussen nachzulassen. Es wurde darinn geklagt, es sey dem Herzog von Hildburghausen aufgetragen worden, den König von Preussen zu schlagen; aber dieser böse König sey so hartnäckig gewesen, daß er sich nicht einmal von einer dreymal stärkern Armee habe wollen überwinden lassen, sondern sich sogar unterstanden habe, di-

vereinigte französische und Reichsarmee zu schlagen. Welche Verwegenheit!

Man hat von dieser Bataille so viele Lügen in die Welt hineingeschrieben, daß ich aus Liebe zur Wahrheit und aus Sorgfalt für die Nachwelt nicht umhin kann, die authentische Nachricht davon hier aufzubehalten, die der Wiener Hof davon bekannt machen lassen. Sie ist ein Muster der Kürze und Unpartheylichkeit. Hier ist sie:

„Der Prinz von Soubise und der Prinz von Sildburghausen griffen den König von Preussen den 5ten November tapfer an; aber die Nacht übereilte sie, ehe sie mit ihm fertig werden konnten. Sie hielten also für gut, zurück zu gehen und thaten es auch, ohne erheblichen Verlust und ohne verfolgt zu werden. Sie packten die Unstrut, und zogen sich durch Thüringen zurück, um die hinter ihnen liegende Reichslande wider die gewaltsamen Einfälle dieses Königs zu bedecken!

Der böse König von Preussen trieb gleich nach der Rossbacher Schlacht seine Verwegenheit noch weiter. Er gieng sogar nach Schlessien, und unterstand sich die Oesterreicher zu schlagen. Als die Preussen bey Leutzen aufmarschirten, wurde einem Soldaten vom Jorcadischen Regiment ein Bein abgeschossen. Dieser stoische spartische Held stützte sich auf zwey Gewehren, als auf Krücken, und rief seinen vorüber marschirenden Cameraden mit dem muntersten Gesicht zu: Es geht alles gut, marschiret nur tapfer zu.
Als

Als' gleich darauf das Dorf Leuthen von den Preußen erobert wurde, hörte einer von ihnen jemand in einer Scheure winseln. Er gieng hinein und fand einen österreichischen Officier, der tödlich verwundet war. Er fragte ihn, womit er ihm dienen könnte, er hörte aber nichts von ihm als eine abwechselnde Wiederholung der Worte: Ach, was wird die arme Frau sagen! die arme Frau, was wird sie sagen? Ich führe diese zwey Beyspiele bios deswegen an, damit meine Leser daran die Verstockung der Preußen und die fühlbare Menschlichkeit der Oesterreicher abnehmen mögen.

Ich kann hier nicht umhin eine merkwürdige Stelle aus einem Briefe anzuführen, den um diese Zeit ein Freund in Paris an einen französischen Officier in Niedersachsen schrieb: „Ich sage Ihnen nichts übertriebenes, hies es, wenn ich Ihnen melde, daß die bey uns herrschende natürliche Freyheit, seine Herzensmeinung zu entdecken, sich durch die Urtheile von den An gelegenheiten in Deutschland genugsam erkennen lasse. Die Achtung, welche man hier für den preußischen Monarchen hat, gleichet bey nahe der, die wir unserm eigenem geliebten Könige schuldig sind. Die Eifersucht der Franzosen läset keinesweges bey ihnen den rechten Geschmack verschwinden, dessentwegen diese Nation bekannt ist. Wir sind so fantastisch nicht, daß wir den wahren Verdiensten nicht sollten Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Wundern Sie

Sie sich richt, mein Freund! daß Frankreich die Feindseligkeiten wider einen von ihm so hochgeschätzten Fürsten fortgesetzt. Dies geschieht keineswegs ihn zernichten zu helfen, sondern bloß ihm noch mehre Gelegenheit zu geben, seine außerordentliche Größe der Welt zu zeigen. Wir halten übrigens dafür, daß wir uns bereits unserer Verbindlichkeit entlediget, indem wir alles, was uns möglich gewesen, beygetragen haben, augenscheinlich zu beweisen, das das Alterthum keinen Vorzug vor unserm Jahrhundert habe, sondern daß auch wir anjeho lebende uns ebenfalls eines der allergrößten Helden rühmen können. //

Mit dem Anfang des folgenden Jahres trieb der Reichshofrathsvergessene König von Preußen seine Unbiegsamkeit so weit, daß er gar nach Mähren gieng und Olmütz belagerte. Als man in langer Zeit nichts von der Preussischen Armee gehöret hatte, bat der Marquis d'Argens der von dem Könige jederzeit einer besondern Vertraulichkeit gewürdiget worden, denselben einmal in einem Briefe, ihm doch etwas neues von der Armee zu berichten. Ich wollte antwortete ihm der König, euch gerne etwas neues schreiben, mein lieber Marquis, aber es ist außs schärfste verboten, in sechs Wochen nicht das geringste von der Armee zu schreiben.

Weil ich doch einmal in das excerptiren der Briefe gekommen bin, so will ich noch eine Stelle

Stelle aus einem Schreiben aus Dresden anführen, welches gleich nach dem berühmten Siege der Russen über die Preußen bey Zorndorf geschrieben worden. „Unser berühmter Beschützer, lautere es, der österreichische Sabius Maximus welcher vorher mit seiner großen Macht nicht die weit geringere preussische Armee, sondern den Vorrath unsrer armen Landleute verschlungen, schießt sich nun zum Abzuge. Niemand kann die weisen Absichten des großen Feldherrn in diesen krebsgängigen Manöubres ergründen. Vielleicht sind es Folgen von der großen Victorie, welche die Russen über die Preußen bey Zorndorf erfochten haben. Was gewiß ist, ist dieses, daß wir dieses Jahr aller von unsern Alliierten erfochtenen Vortheile ohnerachtet, noch viel entfernter von unsrer Befreyung sind, als vor dem Jahre. Wer weiß, wozu es gut ist. --- Die Geduld zerreißt mir, ich kann diesen Gottes- und Dauntlästerer unmöglich länger nachschreiben; denn hinten fängt er gar an von den Ausschweifungen, Plünderungen und Grausamkeiten der Oesterreicher zu reden. O, tempora! O, mores!

Ich habe in diesen Blättern einige kleine Nachrichten, oder sogenannte Anecdoten von dem bisherigen Kriege angeführet, und ich könnte ihre Anzahl bis ins Unendliche vermehren, wenn ich vor jeko willens wäre Tischreden der christkatholischen Fama zu schreiben. Indessen kann es künftig geschehen, wenn das Publi-

cum dieses Werkchen einer geneigten Aufnahme würdigen wird und in diesem Fall würde jenes größere Werk wol so ein paar Bände in Folio ausmachen. Als ein Supplement könnten demselben in noch ein paar Folianten die Traumgeschichte des großen Helden, des berühmten Graf D. . . beygefügt werden, die ganz erbaulich und artig zu lesen sind. Doch, wie gesagt, wird es alles auf die Aufnahme der gegenwärtigen Schrift ankommen. Vor dismal habe ich meinen Lesern weiter nichts zu sagen, als daß ich mich ihrer Geswoogenheit empfehle und zwar mit dem tiefsten Reuerenz von der Welt.



Anhang.

Zwey Gedichte

wider und für den

König von Preußen

mit Anmerkungen.

Aus dem Französischen.

Handlung

Handlung

Handlung

Handlung

Handlung

Handlung



Vorrede.

des Herausgebers.

Die Antwort, welche Herr Sincere auf den Angriff des Herrn Metastasio verfertiget hat, ist nicht gemacht worden, um öffentlich bekannt zu werden. Demohnerachtet habe ich dessen für würdig geachtet und geglaubt, das Publicum würde mitten unter so vielen Wassenkriegen auch mit Vergnügen einen Federkrieg sehen. Die Sache ist in guten Händen; wir können noch weit wichtigere Arbeiten davon hoffen. Der kaiserliche Dichter glänzet seit langer Zeit in der ersten Sphäre seiner Kunst, und der unbekante Bertheidiger, der sich unter dem Namen Sincero verborgen hat, scheineth bey seinem freyen und unerschrockenen Betragen sich dafür nicht gefürchtet zu haben. Wir werden folglich etwas gutes sehen; und dies ist einer der Bewegungsgründe, die mich bewogen haben, diese
zwey

zwey Stücke bekannt zu machen. Lies
geliebter Leser und erwarte aus meiner Druc-
ckerey die Fortsetzung dieses Kriegs, die
von Seiten des österreichischen Dichters aus-
senbleiben kann! denn mein Bekannter hat
mir sagen lassen, daß er seinem Regier
niemals einen Fußbreit weichen wollte *).
Wenn es ihm gereuet, gut! dieser Fe-
derkrieg kann durch eine einige Schlacht
geendiget werden Wir werden es
sehen; der Anfang ist nicht übel. Gott
befohlen.



Schreiben

*) Indessen ist doch der österreichische Dichter
der erste gewesen, der diesen Streit abge-
brochen hat.

Schreiben an Herrn Professor M ***
zu G *** den 14. Dec. 1757.

Der berühmte Metastasio, Mein Herr! hat um der Kaiserinn seine Aufwartung zu machen, ein Gedicht wider den König in Preußen fertig. Die Erfindung ist groß, die Ausführung geschickt, die Schreibart edel, und der Ausgang so boshast, als er nur seyn können. Einer Ihrer Freunde, der kein Poet von Profession ist, aber dennoch sehr denkt, und sich weit erhabener ausdrückt, als der kaiserliche Poet, hat dieses Stück gestern von Cassel durch den Herrn Baron von Palm erhalten, der sich zu Gießen aufhält; er hat es für seine Schubigkeit gehalten, es zu beantworten, und diese Antwort hat er aus dem Stegreif fertig. Er hat in der Arbeit in des Hrn. Metastasio einen Fehler im Schließen und einen Mangel heroischer Empfindungen entdeckt. Er hat ihm in der strengsten Form geantwortet; er hat eben dieselbe Erdichtung, dieselbe Versart, dieselben Gedanken, dieselbe Ausführung, dieselben Reime, und fast eben dieselben Worte beygehalten, und dennoch den österreichischen Dichter totaliter geschlagen. Und dies hat er dadurch bewerkstelligt, daß er ihm die Waffen aus der Hand gerissen, und sie wider seinen Gegner gerichtet hat. Es würde etwas außerordentliches seyn, wenn unser Verfasser dabey vollkommen glücklich gewesen seyn sollte. Ich habe die Ehre, Ihnen die zwey Stücke hier zu übersenden, urtheilen sie selbst davon, Adieu.

Der

Der Schatten
 Carl's 12. Königs in Schweden.
 erscheint
 Friedrich 2. König in Preußen.

Ein Sonnet von Metastasio.

La fueca Ombra di CARLO, allor che
 bruna
 Notte feda su le guerriere tende,
 Apparve al Prusso, e disse: Or tutte
 aduna
 Le tue falanci, e desta l' ire orrende.
 Et or che arride a te l' ora opportuna,
 Usa l' ardire, onde il tuo scampo pende.
 Dell armi la volubile fortuna
 Sai come cambi ogn' or tempi e vi-
 cende.
 Fa ch' io riviva in te. Veggo vicine
 Vittorie illustri, e forti squadre op-
 presse,
 E regni involti nelle lor ruine.
 Porta dovunque vai, terrore e scampio.
 Sparve; nè dire osò, come ei cadesse,
 Dè troppo audaci Re missero esempio.
 Friedrich

Friedrichs 2.
Antwort an den Schatten
Carls 12.

Ein Sonnet von Sincero.

Ferma, Carlo, un momento; or che la
bruna
Notte loco a parlar ci fà in ste tende,
M' accorgo ben dagli atti, e veggio
aduna,
Non già conforti, tue minaccie or-
rende.
Che tu riviva in me? ora opportuna
Ch' io tenti audace, onde il mio
scampo pende?
Sai quanto debba iopoco alla Fortuna;
Sai che appresi a regnare anco in vi-
cende.
Non fù il mio caso tal. Con le vicine
Genti e rumore vuol mie poche
opresse
La vergognosa Europa in gran ruine.
Pur vinco: nè già porto alcuno scempio.
Sparisci? e che tua vita poi cadesse?
O de l'ombre e vapor misero esempio.

Anmerkungen des Herausgebers.

Die italiänische Sprache ist nicht so bekannt als die französische; sie ist noch sehr frey und reich zur Poesie. In diesem Stück übertrifft sie nicht nur die übrigen heutigen Sprachen, sondern auch die lateinische und in manchen Fällen gar die griechische. Daher kommt, daß sich wenig fremde Leser finden, welche die italiänische Poesie hinlänglich verstehen und ihr einen Geschmack abgewinnen, besonders der lirischen und der erhabenen. Diese Betrachtung hat mich auf den Entschluß gebracht, den Krieg der beyden Dichter hier in wenig Worten zu erzählen, damit auch diejenigen ein Licht bekommen die keine vollkommne Kenntniss von der italiänischen Sprache haben.

2. Hier ist der Inhalt von den Gedichten des kaiserlichen Poeten: „Schon hatte sich die braune Nacht auf die kriegerischen Gezelte gesetzt, als der Schatten des schwedischen Carls 12. dem Preußen erschien und zu ihm sprach: Auf Friedrich! Versammle alle deine tapfern Häufen und erwecke deinen erschrecklichen Zorn. Die Stunde ist bequem; gebräuthe dich der Kühnheit, durch sie allein kannst du entweichen. Du weißt wie sehr das unbeständige Glück der Waffen die Zeit und die Umstände ändert. Mache, daß ich in dir wieder auflebe; ich sehe in der Nähe berühmte Siege und tapfere unterdrückte Schaaren; ich sehe Königreiche

nigreiche, die in ihr Verderben gestürzt sind. Verbreite aller Orten, wo du hinkommst, Schrecken und grausame Strafen. Nach diesen Worten verschwand der Schatten des Schweden; er wagte es nicht zu sagen, auf welche Art er starb. Elendes Beyspiel allzukühner Könige! //

3. Dies ist das Sonnet des Oesterreichers. Es ist wahr, ich finde große poetische Schönheiten darin; aber auch, mit Erlaubnis des berühmten Verfassers, wenig gesunde Vernunft. Denn vors erste, sagen sie mir doch, ich bitte sie, warum mußte er eben Carl 12. einführen, um Friedrich 2. Muth einzusprechen? Der Schwede rühmet sich, die Handel der jetzigen Zeit zu wissen; aber eben diese schwedische Nation gehöret mit zu den Feinden des Preußen, und wie hat wol Carl den Friedrich aufmuntern können, sie mit den andern zu schlagen? Dieser Gedanke scheint mir im geringsten nicht scharfsinnig zu seyn. 2. Der schwedische Held will den preußischen überreden, zu dem Ende ermahnet er ihn, seinem Beyspiel zu folgen. Wie? Hat Friedrich 2. nöthig, sich nach dem Beyspiel Carls 12. vollkommen zu machen? 3. Es ist ziemlich seltsam, einen Held durch ein nicht nur sehr verschiedenes und weit unter ihm befindliches, sondern auch sehr unglückliches Muster zu großen Unterhandlungen aufmuntern zu wollen. 4. Man könnte antworten, daß man durch das vorgelegte Bey-

spiel drohen, nicht aber aufmuntern wolle. Gut; aber wenn man ihm Furcht einjagen will, warum sagt man denn dem Friedrich bloß, daß er dem Carl nachahmet? Warum giebt man ihm nicht auch zu überlegen, daß er tausendmal mehr Feinde auf dem Halse hat, als der König von Schweden hatte? 5. bemerket sie einen noch wesentlichern Fehler. Man will die Tapferkeit eines Helden überreden, man will ihn sogar zur Kühnheit oder vielmehr zur Berwegenheit bewegen, und diese ganze Ueberredung eines Helden geschieht durch einen andern Held, indessen will man diesen Held bewegen, seine Feinde in der Nacht anzugreifen: ist das nicht außerordentlich heroisch; 6. Noch mehr. Man will einen Held furchtsam machen und man drohet ihm doch, ihn mitten unter großen Thaten sterben zu lassen. Ein jeder anderer Dichter, der nur die geringste Kenntniß von dem Heldenmuth gehabt hätte, würde nichts davon gesagt haben; er würde den Held mit der Schande, mit dem Unglück seines Volks, mit den Widerwärtigkeiten seiner Bundsgenossen und Freunde, oder mit einem andern ähnlichen Uebel bedrohet haben, welches ein so großes Herz hätte rühren können. Der österreichische Gegner entdeckt seine Begriffe von dem Heldenmuth zu sehr. Doch wir wollen davon schweigen; wir wollen auch die Antwort hören, die der unpartheyische Dichter dem König von Preußen in den Mund leget.

4. „Verschwinde nicht sobald, geliebter Carl, halte dich einen Augenblick auf; die braune Nacht giebt uns Gelegenheit uns in unsern Gezellen zu unterhalten. Ich merke wol an dir, daß du gekommen bist, mir eine schreckliche Furcht einzujagen, nicht aber mich zu trösten, und in der Wahrheit, wann sagst du zu mir, daß ich mich bestrebe, dich in mir wieder auszuweisen zu lassen? Dies ist sehr höflich! ich danke dir von Herzen für die gute Meynung, die du von dir selbst hast. Indessen will mir dein Rath nicht gefallen, den du mir giebst, mich mit Kühnheit der Stunden der Nacht zu bedienen, weil ich, wie du sagst, nicht anders als durch Kühnheit entkommen kann. Ach mein Freund! du kennest mich noch nicht. Du solltest wissen, wie wenig ich dem Glück zu verdanken habe, und daß ich alle Künste zu regieren besaß, ehe ich noch den Thron bestieg; ich habe Beispiele davon abgelegt, selbst im Unglück. Laß uns frey reden: mit dir war es nicht so, mein Freund. Siehe Europa, welches sich nicht schämet, mir alle Arten von Fallstricken zu legen und so viele Barräthereyen wider mich anzuspinnen; eben so wenig erröthet es über seine Bemühung, meine wenige Unterthanen unter dem grausamsten Verderben zu unterdrücken; es greift mich an, und will mich durch nahe und ferne Nationen ausrotten. Indessen siege ich; und, Carl, laß es dir nicht verdriessen, ich trage keine Verwüstung, keine grausame Ra-

Ge mit mir herum, die es dir gefallen mir zu rathen. Aber was sehe ich? du verschwindest? Und du willst mich an die Art deines Todes erinnern? Ach, ich merke es, du bist weiter nichts als ein Phantom; du schwagest, wie ein Traum bey vollem Magen; das ist gewis ein mitleidenswürdiges Bild. „

So weit gehet der Krieg dieser zwey Herren. Ich rathe meinen Lesern, ihre Gedichte in der Originalsprache selbst zu lesen, um die Vorsicht, Angriffe, Bemühungen und selbst die Stärke dieser zwey Fechter zu sehen; oft hängt die Wirkung eines Streichs blos von der Geschicklichkeit und guten Stellung desjenigen ab, der ihn thut, demohnerachtet wird jeder vernünftiger Leser zugeben müssen, daß der österreichische Fechter in aller Form geschlagen worden.



Innhalt.



Inhalt.

Einleitung. S. 1.

Erstes Capitel.

Von dem königlichpreussischen Hofe. S. 15.

Zweytes Capitel.

Von dem sächsischen Hofe. S. 31.

Drittes Capitel.

Von dem königlichfranzösischen Hofe S. 42.

Viertes Capitel.

Ursachen des gegenwärtigen Krieges. S. 53.

Fünftes Capitel.

Von dem Seekrieg zwischen England
und Frankreich, S. 70.

Sechstes Capitel.

Von dem Kriege zwischen den Franzosen
und Allirten in Deutschland. S. 82.

Siebentes Capitel.

Von dem Kriege zwischen Preußen und
Oesterreich. S. 91.

Anhang.

Anhang.

Zwey Gedichte wider und für den König
in Preußen. Mit Anmerkungen
aus dem Französischen. S. 105

Vorrede des Herausgebers. S. 107.

Schreiben an den Hrn. Professor M***
in G*** den 14. Dec. 1757. S. 109.

Der Schatten Carls 12. Königs in Schw.
erscheinet Friedrich 2. König in Pr.
Ein Sonnet von Metastasio. S: 110.

Friedrichs 2. Antwort an den Schatten
Carls 12. Ein Sonnet S. 112.

Anmerkungen des Herausgebers. S. 112.



